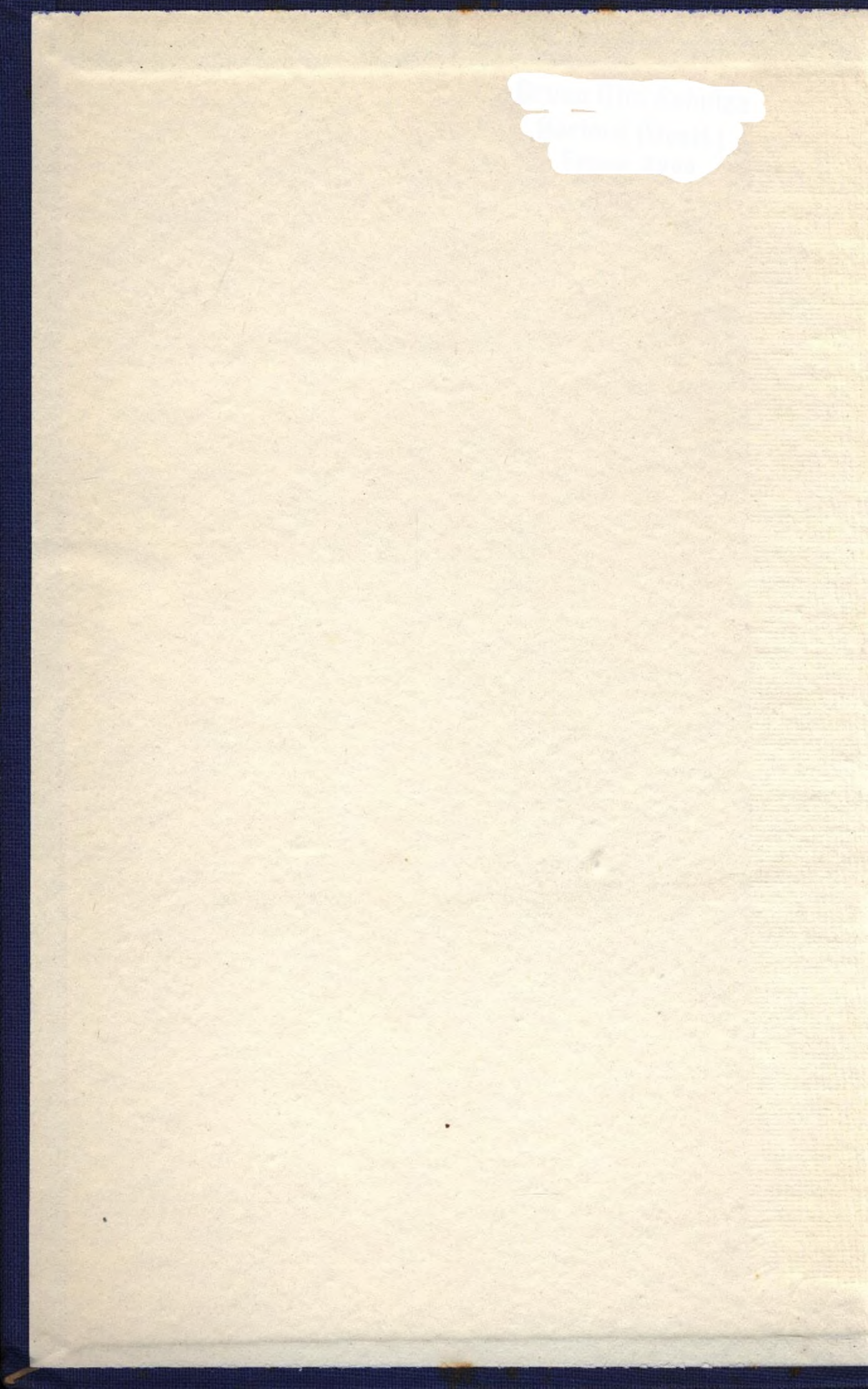
Reporterreise in den finnischen Krieg

VON PAUL WERNER

WERNER Reporterreise in den finnischen Krieg







Reporterreise in den finnischen Krieg





Feldmarschall Mannerheim.

Paul Werner

Reporterreise in den finnischen Krieg

2. Auflage

1942

VERLAG OTTO WALTER AG OLTEN

Den Schutzumschlag zeichnete Titus Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1940 by Otto Walter, Limited, Olten (Switzerland)
Druck des Verlages Otto Walter AG Olten. Printed in Switzerland

Geleitwort Seiner Exz. Herrn Minister Rudolf Holsti, des finnischen Gesandten in der Schweiz

Der temperamentvolle und in der Kriegsberichterstattung bewährte Verfasser dieser Reisebilder hatte die Absicht, seinem Buche einige markante und eindrucksvolle Worte des finnischen Staatspräsidenten Kallio vorauszuschicken, von dem er in Helsinki persönlich empfangen wurde. Doch wäre dadurch die Herausgabe dieser aktuellen Schilderungen wesentlich verzögert worden.

So bin ich denn eingeladen, in die Lücke zu treten, obwohl ich es selbst am meisten bedaure, daß die schöne Absicht des Verfassers, den Staatschef eines kleinen, um seine wahre Existenz kämpfenden Volkes zu dem so wesensverwandten Schweizervolke sprechen zu lassen, nicht ihre glückliche Verwirklichung finden konnte.

Finnlands Freunde sind auch meine hochverehrten persönlichen Freunde. Herr Werner ist ein großer Freund der Finnen und ein ehrlicher und zuverlässiger Berichterstatter. Als junger Schweizerpatriot hat er die unsterbliche Vaterlandsliebe und den Heldenmut des finnischen Volkes in seiner ganzen Größe verstanden.

Ich fühle es deshalb als eine besondere Ehre, an Stelle des Herrn Präsidenten von Finnland diese Reisebilder einem möglichst weiten und dankbaren Leserkreis herzlich zu empfehlen.

Genf, den 25. Februar 1940.

Rudolf Holsti
Gesandter Finnlands in Bern.



Finnland wird frei

Hier kämpften unsre Väter hart
Mit Schwert und Geist und Pflug,
Ja, hier, ob hell, ob trüb die Zeit,
Das Schicksal schwer, das Schicksal gut,
Schlug stark des Finnenvolkes Herz;
Unsäglich viel ertrug's.

Wer nennt die Kämpfe ohne Zahl,
Die unser Volk bestand,
Da Krieg durchtobte jedes Tal
Bei eis'gem Frost und Hungerqual?
Wer mißt das kühn vergoßne Blut,
Der zähen Kämpfer Mut?

Sommer 1917!

Ueber die Welt fallen die furchtbaren Schrecken des Krieges 1914 bis 18. Auf den europäischen Schlachtfeldern liegt tot und vergessen die Jugend des Abendlandes.

Hunger peitscht die Völker zum Aufruhr. Krankheit frißt sich in die Seelen der Menschen.

Können wir aus diesem Chaos wieder auferstehen?

Der Horizont der Zukunft ist grau und düster wie der Pulverdampf über den Schlachtfeldern in Flandern.

Gibt es keinen Lichtblick für den Frieden der Menschen auf Erden?

Doch!

Die russische Armee zerbröckelt! Niederlagen nach außen! Verfall nach innen! Das Reich der Zaren kracht in allen Fugen!

Revolution!

Mord unter den eigenen Leuten! Totschlag für ein Stück Brot! Vergewaltigung wegen einem bunten Rock! Kerker für ein tapferes, mutiges Wort!

Ueber solche Erniedrigungen finden Völker ihren Frieden wieder. Nicht unbedingt die Freiheit.

Aber ganz sicher eine relative Ruhe.

* * *

Vasallenstaaten von Weltreichen sind selten treue Paladine. Auch wenn die Form gewahrt bleibt, auch wenn sie „frei" sind! —

Deshalb kämpft auf deutscher Seite ein freiwilliges finnisches Jäger-Bataillon in der Stärke von 1500 bis 2000 Mann. Am Rigaer Meerbusen schlägt es in einem harten Kampf die Russen in die Flucht.

Studenten sind es meistens, blühende, feurige, finnische Jugend. Junge Intellektuelle, aus denen von jeher in der neueren Geschichte der Länder die Wurzeln der wirklichen Freiheit entsprossen.

Dieser Sieg spornt an. In der Heimat jubelt das Volk. In den Kirchen läuten die Glocken. Schulkinder spielen Krieg: und immer siegen die Finnen. Ist es nicht, als ob über diesem Tausend-Seen-Land plötzlich die Sonne heller strahle? Ist es nicht, als ob auf einmal die Blumen bunter seien, die Wälder grüner, das Silber der gleißenden Wasser wie Platin leuchte?

Das Selbstbewußtsein der Finnen erwacht: uns, nur uns allein gehört Suomi! — — —

* * *

Im Lande gärt es. Nach Freiheit bei den einen, nach Macht bei den andern. Die politischen Tendenzen schwingen sich obenauf. Ungefähr 30,000 Mann der russischen Flotte sind im Lande. Die revolutionäre Gärung dieses vor der Niederlage stehenden Heeres frißt sich in das finnische Volk.

Der russische Umsturz beschleunigt den Ablauf der Geschehnisse in Finnland.

Die provisorische finnische Regierung ruft die Vertreter der abgesetzten Regierung zurück. Die in den Gefängnissen des ehemaligen Petersburg sitzenden Aktivisten kehren heim. Mit Jubel empfängt das finnische Volk den nach Sibirien verbannten Patrioten und nachmaligen ersten Präsidenten Pehr Evin Svinhufvud.

Finnland erklärt sich selbständig. 108 Jahre lang war das Land durch monarchische Personalunion mit Rußland verbunden. Auf Grund der finnischen Regierungsreform von 1772 hat es nun durch die Entthronung der kaiserlichen Dynastie und die auf revolutionärem Wege erfolgte Einführung der republikanischen Staatsform, seine staatsrechtliche Verbindung mit Rußland automatisch gelöst.

Ein Volks-Senat wird gebildet. Alle Parteien sind vertreten. Wird es nun gut gehen?

Nein, es geht schlecht! —

Die Sozialisten im Senat werden immer radikaler. Heimlich schürt Rußland ihre Unzufriedenheit. Die politischen Köpfe, die Herren Kommissäre aus Petersburg, erhalten immer mehr Einfluß.

Der russische Koloß, kaum überwunden, wächst wieder aus dem Boden und bedroht die junge Freiheit. Die bolschewistische Gefahr wird akut.

Das noch im Lande weilende russische Militär wird brutal und anmaßend. Lebensmittel werden von ihm requiriert, Gebäude beschlagnahmt. Die Arroganz und der verletzte Stolz einer geschlagenen Armee feiert die letzten Orgien auf Kosten eines anderen Landes.

Nahrungsmittel-Mangel macht sich in Suomi bemerkbar! — —

Unzufriedenheit herrscht unter der Bevölkerung. Die Revolution glimmt überall im Lande.

Ueber Finnland ist wieder die Sonne untergegangen. Ist es ein Symbol, daß die Tage kürzer werden? Hilflos und traurig sind die Menschen. Im Gemüt zerrissen, gespalten wie die Milliarden von Eisschollen, die sich unter der hereinbrechenden Kälte über den Tausenden von Seen bilden. Aber noch ruhig und abwartend, suchend und tastend wie die leicht fallenden ersten Schneeflocken des kommenden Winters.

Es ist Ruhe vor dem Sturm!

Man hört das Wort „Bolschewismus". Ueberlegen und selbstsicher, mit Zynismus und Brutalität. Man hört die Worte „Internationalismus" und „Klassenkampf"! — —

Aber dazwischen klingt hell und klar der finnische Schrei nach Freiheit. Der Schrei nach dem Recht auf eigenem Grund und Boden. Wie ein Orkan braust er durch das Land. Zum ersten Male wird der Satz geprägt vom Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Freiheit auf der einen Seite und Bolschewismus auf der andern. Feuer und Wasser. Rot und Weiß. Glauben gegen Irrglauben. Nationalismus gegen Internationalismus.

Der Kampf entflammt!

Am 17. November 1917 erklärt der Präsident des finnischen Senates, Prof. Setälä, der Senat sehe sich nicht mehr in der Lage, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten.

In aller Eile betraut der Landtag den liberalen Adelsmann und erprobten Kämpfer P. E. Svinhufvud mit der Bildung der ersten finnischen Regierung. In einem öffentlichen Schreiben an den Landtag sagt er:

> „Nach langem Zögern und schweren Herzens habe ich das mir angebotene Amt übernommen. Die Lage in unserem Lande ist bedrohlich und gespickt mit Gefahren. Die entsetzlichen Begebenheiten der letzten Tage haben uns dicht an den Rand der Anarchie gebracht. Unter solchen Umständen scheint mir die Bildung einer Regierung ein fast hoffnungsloses Vorhaben zu sein . . ."

„Nur eines stand für mich fest," sagte Svinhufvud später zu seinen Freunden: „Wir mußten uns frei machen von Rußland. Die vollkommene Unabhängigkeit mußte Tatsache werden."

Revolution! — Bürgerkrieg!

Armes, kleines, tapferes Finnland! Terror wütet über den weiten Ebenen des Landes. Offener Mord in den Städten. Hinterlistiges Hinmeucheln in den Siedlungen. Die herrlichen Tannen- und Föhrenwälder sind der Schauplatz grausiger Kämpfe und in den klaren Wassern der Seen schwimmen die Leichen der

Bauern. Ueberall fließt Blut, überall löscht der Tod die Flammen des Lebens.

Aber die Finnen kämpfen! Sie wollen frei sein!

Das in Deutschland weilende finnische Jägerbataillon kehrt zurück und zieht eilend an die Front.

Die Regierung wendet sich an ausländische Staaten mit der Bitte um militärische Hilfe. England und Frankreich, als die Verbündeten mit Rußland, kommen nicht in Frage.

Bleibt Deutschland! —

Aber Deutschland steht gerade in Friedensverhandlungen mit Rußland. Hindenburg zögert. Ludendorff überlegt. Endlich entschließen sich die beiden doch, dem Ersuchen der finnischen Regierung nachzukommen.

Zwischen dem 1. und 3. April 1918 landet bei Hangö die unter dem Oberbefehl von General von der Goltz stehende, 15,000 Mann starke deutsche „Ostseedivision".

Von der Goltz stellt sich in Finnland sofort unter das Kommando von General Mannerheim.

Helsinki wird erobert, das Land gesäubert. Aber das Blut fließt in Strömen, aus Tausenden von Menschenleben.

Dann ist auf einmal alles vorbei. Finnland ist frei. Aber Finnland ist auch traurig. Ausgeblutet durch seinen Freiheitskampf, liegt es todwund am Boden.

„Und wenn man auch nicht so froh sein kann," sagen die Finnen, „so muß man doch tiefe Dankbarkeit empfinden."

* * *

In diesem Drama steht ein Mann als Symbol und Führer, als Vater und Stratege, wie ein Schutzengel und Helfer über den gesunden Elementen des finnischen Volkes. In diesem Drama erklingt immer wieder rein und klar, voll Hoffnung und Zuversicht ein Name, ein Begriff:

Mannerheim!

Im Namen seines Volkes muß Mannerheim siegen! Und er siegt!

Aber in diesen Augenblicken denkt der Feldherr, der eben von der russischen Front zurückkehrt, wo er gegen Deutschland kämpfte, nicht an die weit größere, fast unerfüllbare Aufgabe, die ihn 22 Jahre später erwarten wird.

* * *

Während das finnische Volk um seine Freiheit kämpft, geht die Politik wie immer ihre eigenen Wege.

Rußland will die verworrene Lage ausnützen und aus ihr möglichst viel Kapital schlagen.

Denn man ist ein junger bolschewistischer Staat, man hat Weltanschauung, gewaltige umwälzende Ideen. Man spielt mit dem Gedanken der Weltrevolution. Trotzdem der Sattel noch nicht recht auf dem Rücken des neuen Pferdes sitzt, will man schon reiten. Wenn möglich eine Hürde nehmen, ein Hindernis bewältigen. Aber nur ein kleines! —

Denn man ist auch vorsichtig, man kann nie wissen!

Politische Kommissäre reisen zwischen Rußland und Finnland hin und her. Auf Staatskosten, mit neuen Uniformen, mit Spiegeln und Sternen. Das liebt man

immer noch. Denn den Pomp übernahm man gerne vom Zarismus. Und sein Geld und Gold.

Einer dieser russischen Sonderdelegierten heißt Josef Stalin. Ganz einfach Josef Stalin. Vor kurzem hat er das Amt für Volksaufklärung und Propaganda übernommen.

Er will seine große Chance wahrnehmen und Karriere machen. O ja, er *will* Karriere machen! Denn er ist noch jung und voller Energie. Er hat auch schon allerhand geleistet. Und weiß vor allem, daß er Erfolge braucht, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Seine Träume gehen hoch hinaus. Weshalb soll der Mann, der Rußland lenkt und einmal die Welt beherrschen soll, gerade Lenin oder Trotzki heißen? Es kann auch Stalin sein.

Es *muß* Stalin sein!

Dieser Mann bespricht mit der sozialdemokratischen Partei Finnlands die Möglichkeit und Aussichten eines Staatsstreiches.

„Der Augenblick, meine Genossen," sagt er, „ist so günstig wie noch nie. Die russischen Bolschewisten sind bereit, den Sozialisten Finnlands in ihrem gerechten Kampf mit Rat und Tat beizustehen."

Den Rat will Stalin geben — er erklärt das feierlich und haut die Haken der hohen Stiefel zusammen, an denen neue Sporen klirren. Und mit der Tat hilft die Rote Armee — er sagt es selbstbewußt, als sei er ihr Befehlshaber, und salutiert mit der Hand an der Mütze, die er nie abgenommen hat.

Auch daß man in Petersburg im Grunde bereit sei, die Unabhängigkeit Finnlands anzuerkennen, läßt der

junge Diplomat durchblicken. Denn „es soll endlich ein Ende gemacht werden mit jeder Art von Bevormundung"! —

Stalin will den Völkern im Namen der Union die Freiheit bringen.

Eigentlich muß man ihm dafür dankbar sein!

„Wenn man nur entschlossen und blitzschnell handelt," fährt der untersetzte Georgier fort, „lassen sich auch alle Begleiterscheinungen einer Revolution vermeiden: Hunger, Sabotage und die Gefahren einer Desorganisation."

O er ist klug, dieser junge Mann, und so gebildet und belesen. Ehrfurchtsvoll blicken die finnischen Sozialisten zu ihm auf.

Er zitiert Danton! „Bei einem Staatsstreich gibt es nur e i n Vorgehen, nur e i n e Regel, die von Danton: Kühnheit, Kühnheit und wieder Kühnheit!"

Ob es den finnischen Sozialdemokraten wohl zu Mute ist bei dem Gedanken an die Methoden Dantons?

Wir wissen es nicht.

Aber als etwa vier Wochen später einer von ihnen, Kulervo Manner, in Petersburg mit Trotzki verhandelt, gibt es einige dramatische Zwischenfälle, bei denen Trotzki wütend auf den Tisch schlägt und mit Erbitterung ausruft: „Wir werden es euch nie vergessen, daß ihr im November nicht die Macht an euch gerissen habt!"

Das war am 26. Dezember 1917. — — —

* * *

Ueber den fürstlichen Räumlichkeiten des ehemaligen Internats für adelige, junge Mädchen in Leningrad schwebt noch der süße, zarte Duft französischer Parfums.

Jetzt ist dort die bolschewistische Regierung eingezogen.

Zwischen den kostbaren Möbelstücken bewegen sich unbeholfen die finsteren, uniformierten Gestalten der neuen Herrscher. Glorreiche Vorbilder der Menschheit hängen in Oel an den Wänden. Nur die Zaren fehlen. Man hat sie heruntergerissen und an ihren Plätzen gähnen kantig verblichene Flächen.

Vornehme, komplizierte, aber unbequeme Stühle stehen verloren in den großen Räumen. Hin und wieder ein langer ovaler Tisch. Kostbare Fauteuils aus weichem Samt, und in der glatten Seide der riesigen Sofas spiegeln sich die Schatten der Kronleuchter wider.

In einem dieser Räume steht schüchtern vor der personifizierten Größe der bolschewistischen Macht die Delegation der finnischen Sozialdemokraten.

Denn man ist in Helsinki taktvoll genug gewesen, zu den Vorverhandlungen der Unabhängigkeitserklärung keine Nationalisten zu schicken.

„Wir werden der Unabhängigkeit Finnlands keine Hindernisse in den Weg legen, sobald der finnische Senat, die höchste staatliche Autorität, sich mit einem entsprechenden Gesuch an die russische Regierung wendet."

Der das wörtlich spricht, ist Trotzki. — (Es bleibt ihm wohl auch nichts anderes mehr zu sagen übrig!)

„Wenn ihr einmal glaubt," wendet er sich zu der Kommission, „nur auf diese Weise euer Glück finden zu können, so sollt ihr es haben. Aber es wäre eine unerhörte Taktlosigkeit, wenn der Senat es unterlassen würde, bei uns um die Anerkennung nachzusuchen."

Trotzki hält auf gute Formen.

Während dem Gespräch raucht Stalin schlau und zynisch lächelnd eine Zigarette nach der andern.

Er spricht kein Wort. Einmal verlangt er ein Glas Wasser. Er wartet. Es war schon damals seine Stärke, ruhig und ohne Aufregung warten zu können. Das ist die große Macht in seiner Politik.

Auch Lenin ist da. Unrasiert. Sein Spitzbart ist schlecht geschnitten. Die Augen funkeln. Der Mann steht am Anfang seiner Macht. Hin und wieder sieht er nach links zu seinem Nebenbuhler Stalin. Der andere nach rechts zu Lenin. Schon fühlen die beiden ihre kommende Feindschaft, ihren Konkurrenzkampf um die Macht.

Lenin ist ruhiger, gelassener und freundlicher als Trotzki.

„Er schalt nicht und überhäufte uns nicht mit Vorwürfen," berichtete später Kulervo Manner.

„Natürlich soll Finnland seine Selbständigkeit haben," sagt der russische Regierungschef. „Wir Bolschewiken arbeiten nicht gegen euch. Im Gegenteil, wir tun alles, um euch zu helfen."

Am 30. Dezember reist die neue finnische Delegation, die nach der Zusammensetzung des Senates ziemlich „weiß" ausgefallen ist, nach Leningrad.

Svinhufvud selbst ist dabei und die Senatoren Enckell und Idmann.

In aller Form richtet sie das von Trotzki gewünschte Gesuch an die russische Regierung.

In dem offiziellen Schreiben sagen die Finnen wörtlich:

> „Finnland erwartet ganz bestimmt diese Anerkennung von Rußland, in dessen Namen die Freiheit als heiliges Recht eines jeden Volkes so oft verkündet wurde. Die Natur hat Finnland und Rußland zu Nachbarn gemacht. Das finnische Volk hegt den innigen Wunsch, das freundschaftliche Verhältnis und die gegenseitige Achtung zwischen den beiden Völkern ewig fortbestehen zu sehen und ist fest überzeugt, daß beider Nationen vollkommene Freiheit die beste Garantie für die Erfüllung dieses Wunsches ist."

Wie Schulbuben läßt Rußland die finnischen Abgeordneten warten. Eine Stunde und noch eine. Fast vier Stunden! —

Am 4. Januar, kurz nach Mitternacht, wird ihnen die Entscheidung der russischen Regierung überreicht. Sie lautet:

> „Als Antwort auf den von der finnischen Regierung gestellten Antrag auf Anerkennung der unabhängigen Republik hat der Rat der Volkskommissäre, in genauer Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, beschlossen, dem administrativen Zentralkomitee vorzuschlagen:
>
> 1. die staatliche Selbständigkeit der Republik Finnland anzuerkennen;
> 2. in einem gemeinsamen Ausschuß alle Einzelheiten der in Verbindung mit der Abtretung Finnlands vom Territorium Rußlands notwendig gewordenen Maßnahmen festzulegen."

Das Dokument ist unterzeichnet: V. Uljanov (Lenin), L. Trotzki, G. Petrovski, J. Stalin, J. Steinberg, V. Karelin und A. Schleichter.

Viel später erzählt der Justizkommissär Steinberg seinen Freunden: „Wir erhoben uns einer nach dem andern und unterschrieben freudig die Anerkennung von Finnlands Unabhängigkeit."

Trotzki sagte: „Eure Regierung kam zu uns und fragte, ob wir euch als selbständigen Staat anerkennen wollten. Welche Frage! Natürlich — sofort. Da wir das finnische Volk von einer jahrhundertealten Unterdrückung befreiten, gibt es ein Unrecht weniger in der Welt." —

Svinhufvud äußerte den Wunsch, Lenin persönlich danken zu dürfen.

Es wird berichtet, daß Lenin, als man ihm diesen Wunsch überbrachte, mit ironischem Lächeln zu den anderen Volkskommissären sagte: „Wie soll ich sie bloß anreden, diese weißen Herren? In meiner Stellung als Führer der bolschewistischen Revolution sollte ich sie eigentlich verhaften lassen."

Trotzki lachte: „Wäre schließlich kein schlechter Gedanke — — —!"

Nach dem Bericht des einen der drei finnischen Delegierten, Enckell, hat sich die Dankesszene wie folgt abgespielt:

„Lenin kam und reichte uns die Hand. Wir stellten ihm Svinhufvud vor, den er besonders herzlich bebegrüßte."

„Sind Sie nun zufrieden?" fragte Lenin.

„Außerordentlich zufrieden," antwortete Svinhufvud.

Das Gespräch wurde in russischer Sprache geführt.

Als Lenin zu seinen Leuten zurückkehrte, gestand er augenzwinkernd: „Ich habe sie aber doch ‚Genossen' genannt!..."

„Macht nichts," lächelte Trotzki; „wenn es einmal so kommen sollte, daß wir ihnen in die Hände fallen, halten sie uns vielleicht diesen Umstand zugute!"

Uebrigens stellte sich später heraus, daß Deutschland nicht ohne Einfluß auf die reibungslose Anerkennung der finnischen Unabhängigkeit durch Rußland gewesen ist: bereits die deutschen Unterhändler in Brest-Litowsk sollen ein Versprechen in dieser Richtung von den Sowjetrussen erwirkt haben.

Diese letzte Szene, die der Schriftsteller Erkki Räikkönen schildert, gewinnt im Schatten der augenblicklichen Ereignisse eine erneute und ganz besondere Zeitnähe. —

* * *

So erhält Finnland von Rußland die offizielle Unabhängigkeitserklärung der bolschewistischen Regierung.

Aber weil Politik eine Sache ist und Intrige eine andere, schüren die Russen weiterhin den finnischen Bürgerkrieg.

Lenin — oder war es Stalin? — veranlaßt ständige Waffenlieferungen an die Aufständischen.

Immer mehr Blut fließt. Immer mehr Menschen fallen. Bis die Deutschen kommen und Helsinki besetzen.

Aber erst am 13. April kapitulieren die Roten.

Suomi — Finnland ist frei! Zum ersten Male in seiner Geschichte hat es vollkommene Unabhängigkeit errungen! — — —

Flug in den finnischen Krieg

September 1939!

Das Vaterland hat uns gerufen.

Mobilmachung! Krieg!

Aus allen Ländern der Welt strömen die Landsleute in die schweizerische Heimat zurück und stellen sich bei ihren Einheiten.

Irgendwo bei Herzogenbuchsee ist das Mannschaftsdepot der zweiten Division. Irgendwo in den kleinen Dörfern rund herum liegen die Auslandschweizer. — Man hört alle Sprachen der Welt. Und wenn man genau aufpaßt, auch hin und wieder „Schwyzerdütsch".

Aber nur selten! —

Es herbstelt. In der Natur, in der Außenpolitik, in der Innenpolitik. Bald kommt der Winter...

Die Soldaten nörgeln. Auf englisch, französisch, spanisch und hochdeutsch. Aber alle sind zufrieden.

Wir vertreiben uns die Zeit. Füsilier „Wipf" alias Hubschmid — oder umgekehrt — ist in meiner Kompagnie. Mitten im Hauptverlesen deklamiert er seine Rolle aus „Maria Ilona".

Der Feldweibel ist starr vor Entsetzen, aber er hat ein gutes Herz. Außerdem freut er sich über den Hubschmid. —

Ich halte Vorträge über meine Erlebnisse als Kriegskorrespondent in Spanien.

Einer von den Soldaten neigt zustimmend das Haupt. Wir beide kennen uns. Für seinen freiwilligen Dienst bei den spanischen Volksfronttruppen kam er für einige Zeit hinter schwedische Gardinen! Jetzt ist er wieder ein guter Soldat. Ein echter Schweizersoldat. Der Korporal sagt es, der Leutnant sagt es, ich sehe es.

Wir unterhalten uns über den Krieg.

Ob die Russen wohl Finnland angreifen?

Ob sie es wagen?

Wenn sie es wagen!... Die Konversation endet in gemeinen Ausdrücken. — —

Aber eines Tages ist es Tatsache!

Uns Soldaten kommt es vor, als sei dies eine Warnung an uns. —

Kleines, armes, tapferes Finnland!

Mir wird der Waffenrock zu eng. Der Kragen paßt nicht, das Essen schmeckt nicht, ich schieße schlecht.

In den Nächten träume ich vom finnischen Krieg und meiner Schreibmaschine.

Am Tage telephoniere und telegraphiere ich an meine Zeitungen, schreibe dringende Gesuche an den Stab und schimpfe.

Warum ist nur der Dienstweg so lange?

Aber eines Tages bin ich doch entlassen. — —

* * *

„Seife ist zollpflichtig," sagt der deutsche Beamte am Badischen Bahnhof in Basel und wiegt ein Stückchen davon hin und her wie eine Handgranate vor

dem Abwurf. „Und Sie dürfen sie in Deutschland nicht verkaufen," meint ein Offizier mit silbernen Achselklappen und läßt mir einen Schein ausstellen, für den ich 20 Pfennige bezahlen muß.

Kein Gepäckträger weit und breit! Mir scheint der Bahnhof viel zu groß für die paar Menschen, die zu sehen sind. Fast feierlich widerhallen ihre Schritte.

Es ist Mitternacht und gedämpftes Licht wirft komische Schatten an die Wände. Mit Sekundenabstand blinkt ein rotes Licht aus einem Apparat und meine letzte Ausgabe auf Schweizerboden fällt in Form eines Batzens in einen Schlitz. Es rasselt, es surrt, dann fällt ein Stück Karton heraus.

Die Schweizerische Automatengesellschaft in Bern garantiert mir 78 kg Lebendgewicht.

Man kann nie wissen, für was es gut ist, das zu wissen. — — —

Der deutsche Bahnsteig ist schon ziemlich verdunkelt und die Waggons sind überheizt. Außerdem gibt es kein Licht und zum ersten Male tritt meine Taschenlampe in Funktion. Der Zug ist praktisch leer und nur im Abteil neben mir sitzen zwei ältere Herren und ein pausbackiges Fräulein.

Das Fräulein hat Keuchhusten und ißt Schokolade, und der eine Herr sucht im Koffer Schweizerstumpen und andere Dinge zusammen, die aus strategischen Gründen nach einem bestimmten Verteilungsplan getarnt vor die Aufgabe gestellt waren, die deutschen Zollpositionen zu umgehen.

Karlsruhe! Aufenthalt. —

Im Buffet trinke ich eine Tasse Malzkaffee und esse ein Stück Kuchen. „92 Pfennig mit," sagt der Kellner und greift vorsichtig mit zwei Fingern meinen Mantelärmel an. „Wo hams denn den Stoff her?" will er wissen. — — —

Mit wenig Verspätung komme ich nach Berlin.

Es ist kalt. Es schneit. Die Menschen frieren.

Drei Tage warte ich in der Hauptstadt, bis die Verkehrsmaschine Platz hat.

Fast 30 Kilometer vor der Metropole liegt der neue provisorische Flugplatz. Eine schwedische Maschine steht vor dem Zollhaus. Viel Militär und SS! Im Hintergrund, schön ausgerichtet, Dutzende von Kriegsmaschinen.

In 300 bis 400 Meter Höhe fliegen wir nach Kopenhagen.

Umsteigen! —

Am frühen Nachmittag liegt Stockholm unter uns. Nicht viel weiter östlich ist Finnland, mein Ziel. Aber dazwischen ein großes Wasser und zwei Welten:

Friede und Krieg! — — —

* * *

Eine nicht ganz neue Verkehrsmaschine steht auf dem verschneiten Flugplatz in Stockholm und daneben wie ein bunter Schmetterling ein blauer Jäger der schwedischen Armee.

Die Maschine will nach Finnland fliegen.

Fünf Passagiere stampfen verfroren mit den Stiefeln in den Schnee und warten. Und sind nervös. Jeder

tut nach außen so, als ob er es nicht wäre, aber der Schein trügt.

Schließlich fliegt man nicht alle Tage in den Krieg.

Es ist eine halbe Stunde vor dem Start und kurz vor halb neun Uhr morgens. Wässerig glänzt die Sonne durch bedeckten Himmel. Es ist bitter kalt.

Langsam laufen die Motoren der Maschine warm. Unsere Koffer sind schon verstaut und jeden Augenblick erwarten wir die Aufforderung zum Einsteigen.

Da leuchten vom Kommandoturm der Flugstation mit Blinklicht Morsezeichen herunter zum Piloten. Ein Monteur versteht die Signale und lächelt dumm.

Ich schaue nicht gerade geistreich drein und möchte wissen, was das bedeutet.

Wie ein Eskimo in Felle verpackt, tastet sich der Pilot aus der Maschine und spricht achselzuckend und mit verdrehtem Hals nach rückwärts zu seinem Funker.

Schnell kommt ein Mann über das Flugfeld gelaufen und sagt, zu uns gewandt, bedauernd und auf deutsch: „Es geht nicht."

Funkspruch aus Abo: „start verschieben stop fliegeralarm in der stadt."

Das ist meine erste Ueberraschung im finnischen Krieg. Wenn es ein Omen sein soll, kann ich mich noch freuen!

Man fährt uns zurück in unsere Hotels. Wenn es soweit ist, will man uns anrufen. Damit wir nicht stundenlang auf dem Flugplatz warten müssen.

Das komische Gefühl dieses Zwischenfalls geht auch nicht verloren, weil wir zuvorkommend hoch gegen

Kriegsrisiko versichert sind. Weil man uns zur kostbaren Ware stempelt... Denn dafür dürfen wir fast den doppelten Flugpreis bezahlen.

* * *

Kurz nach zwei Uhr nachmittags starten wir doch. Ich habe mich vorher mit dem Piloten angefreundet, ihm eine Zigarette angeboten und Feuer gereicht. Denn ich möchte gerne wissen, welche Route er fliegt.

Aber er sagt nur: „Jeden Tag eine andere." O nein, man will den Russen die Freude nicht bereiten und die Maschinen abfangen lassen!

Wie wir starten, jagen die Propeller wie ein Schneepflug weiße Flocken in die Luft. Die Sonne ist nicht mehr da, und der Nebel hängt schwer über der Stadt.

Wir fliegen gegen Nordosten. Das kann ich noch feststellen. Hinter einer großen Schleife verschwindet Stockholm, als sei es nie dagewesen.

Die Kabine zeigt ein interessantes Bild. Vier Herren sitzen da und eine Dame. Zwei von den Männern sind mobilisierte Finnen, die in die Heimat zurückkehren. Wie alle anderen außer mir, tragen sie so dicke Pelze, daß sie sich deshalb kaum in die schmalen Sitze zwängen können.

Der dritte Herr leidet an Asthma. Er stopft sich Watte in die Ohren und atmet tief und ziemlich laut. Er sieht aus wie ein Konsul a. D. oder wie ein reicher Viehhändler. Inmitten dicker Backen schwebt ein goldumrahmter Zwicker. Und seine Nase hat eine Farbe, als würde ihr Besitzer trinken: mäßig, aber regelmäßig.

Seine Äuglein blinzeln immer hinüber zu der hübschen, jungen Dame im schwarzen Pelz, und manchmal neigt er sich zur Seite, als wolle er ein Gespräch beginnen. Aber es geht nicht, der Motor macht zu viel Lärm.

Im Gang liegen schön „bündig" ausgerichtet drei Stahlhelme und vier Gasmasken. Und über uns im Gepäcknetz fast ein halbes Dutzend weiße Dinger, und das sind Fallschirme. — —

Man merkt es, daß wir in den Krieg reisen. Nur ich scheine es nicht zu merken; denn ich habe keinen Stahlhelm und keine Gasmaske.

Sie liegen sauber verwahrt im Zeughaus Solothurn.

Was ich habe, sind kalte Füße. Mit Halbschuhen und Seidensocken fliege ich nach Finnland. — Vielleicht ist mir nicht mehr zu helfen!

Eine halbe Stunde schweben wir in einer Höhe von nicht ganz 300 Metern. Ich sehe die schwedische Landschaft unter mir und wie in Stücke zerrissen, die weiten, verschneiten Wälder. Wie dunkle Flächen stehen sie im Relief der Landschaft. Sind es Seen oder Fjorde, diese blanken, glatten Flächen zwischendurch, oder ist es Erde?

Ich weiß es nicht.

Einzelne niedrige Häuser ragen aus dem unendlichen Weiß der Natur; einmal liegt wie ein Lineal eine Brücke über einen Fluß, einmal kriecht wie ein Würmchen ein Zug unter uns vorbei und dann fliegen wir hinaus auf die See.

Große verschneite Eisschollen liegen plastisch da und Wasserrinnen teilen sie in Tausende von kantigen,

ungleichen Stücken. Von oben sieht es aus wie eine große Spinne.

In wenig Höhe über uns steht dicht und weit dicker grauweißer Nebel. Ich habe ein Gefühl, als müßten wir daran zerschellen.

Langsam steigt die Maschine immer höher. Wir stoßen durch die Wolken. Für Minuten liegt der Dunst wie Milchglas vor den Kabinenscheiben. Man kann nicht einmal die Flügel sehen. Aber viel stärker hört man das Arbeiten der Motoren. Klarer, blauer Himmel steht plötzlich über uns. Dünne Wolkenfetzen stehen noch hoch darüber im Lichte der untergehenden Sonne.

Tausend Meter zeigt der Höhenmesser. Fast eine halbe Stunde lang. Manchmal sehe ich durch ein Loch unter mir das graue düstere Meer.

* * *

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so flogen. Der dicke Herr vor mir drückt auf den Klingelknopf und mit einem Blick zur Dame sagt er irgendwas zum Steward.

„Nein," sagt der, „es tut mir leid, ich kann sie nicht bedienen."

Plötzlich frägt die Dame harmlos und deutet mit dem Finger in die Ferne: „Sagen Sie mir, Steward, was sind denn das dort drüben für Maschinen?"

Bei Gott, sie hat wahrhaftig recht!

Ein klein wenig verliert der junge Mann die Haltung. Frägt „wo?, wo?, ich sehe nichts" und rennt

dann nach vorne zum Piloten. Mit dem Kopfe in der Tür brüllt er etwas auf schwedisch oder finnisch, und plötzlich merke ich, wie fast mit einem Ruck die Maschine anzieht und in die Höhe steigt.

Komisch, denke ich mir, wenn es schon Russen sind, daß der nicht nach unten in die Wolken verschwindet?

Unverwandt starre ich nach den fünf schwarzen Punkten. Sie sehen aus wie fünf dicke, fette Flöhe.

In der Kabine ist es ganz ruhig, und alles sieht nach derselben Richtung. Ich glaube, wenn nicht so ein Lärm wäre, könnte man uns atmen hören und unsere Herzen klopfen.

Die Maschine „wackelt" oder wie man das heißt. Der Pilot zieht Kurven, und einmal sackt er durch ein Luftloch. Ich habe das Gefühl, der alte Kasten sei seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen. In der Kabine hört man durch den Motorenlärm das Durcheinanderkollern der Stahlhelme. Einer davon findet keinen Platz zwischen den Sitzen, und gleichmäßig poltert er nach hinten und dann wieder nach vorn.

2800 Meter zeigt jetzt der Höhenmesser.

Die Dame ist ganz blaß geworden und der dicke Herr spricht laut und ängstlich vor sich hin.

Es besteht kein Zweifel mehr, die fünf Jagdflieger halten auf uns zu! Nur die beiden Soldaten bewahren ihre Haltung, und der eine meint zu mir, nach einer kurzen Verständigung mit dem Steward, wir befänden uns wahrscheinlich östlich auf der Höhe der Alands-Inseln.

Die fünf kleinen Punkte kommen immer näher und werden langsam größer. Was wohl jetzt geschehen wird? Der Funker reckt seinen Kopf durch die Türe und brüllt etwas, das ich wieder nicht verstehen kann.

Da sehe ich, wie die beiden Soldaten nach oben greifen und sich Fallschirme herunterholen.

Ich bekomme plötzlich Angst.

Einer von den Soldaten bemüht sich, der Dame beim Anlegen des Fallschirmes zu helfen, und ich versuche bei mir selbst das Möglichste.

Ich habe nicht gewußt, daß diese Dinger so kompliziert sind.

Der dicke Herr hat seinen Zwicker verloren und wimmert laut vor sich hin. Wenn nur der Steward etwas mehr Haltung bewahren würde, er macht alle anderen nervös! Auf einmal kommt er und reißt den Zelluloidschutz vom Griff der Türe neben mir.

Ist das nicht lächerlich, ich sehe es erst jetzt: „Notausgang" steht da in vier Sprachen! Mit schwarzer Schrift auf weißem Metall höhnt es blöde: „Notausgang!" In mehr als 3000 Meter Höhe!

Warum nicht auch „Bitte aussteigen!"?

Der Steward schreit Befehle und trifft Anordnungen in einer Sprache, die ich nicht verstehe.

Jetzt sind die fünf Flieger nicht mehr weit, aber hoch über uns.

Sie sehen aus wie fünf schwarze Kreuze! Totenkreuze, eines für jeden von uns!

Für Sekunden kann ich nur mehr zwei von den Maschinen sehen. Jetzt muß dann irgendwas passieren!

Die Dame weint; wir Männer, glaube ich, schreien alle laut, und nur der dicke Herr hängt mit aschfahlem Gesicht ohnmächtig im Sitz, den Fallschirm neben sich am Boden.

Ich denke mir noch: soll ich die Türe aufmachen oder soll ich nicht — da sausen drei der Jäger unter uns vorbei.

Finnische Jagdflugzeuge!

Das alles dauert nur ein paar Minuten. Aber ich werde sie so schnell nicht vergessen. Der Funker reckt wieder seinen Kopf herein und grinst.

Ich muß auf einmal lachen: Notausgang! Sehr humorvoll, dieses nette, alte Schild!

Vorne leuchtet schon die längste Zeit das Zeichen: „Bitte sich nicht von den Plätzen erheben." Aber das ist ein Regiefehler; denn wir sind noch lange nicht am Ziel.

Immer noch weint die Dame. Aber nun ist es ein lautes, befreiendes Schluchzen. Der Steward bemüht sich um den dicken Herrn. Er kommt so schnell nicht wieder auf die Beine. Aber wir andern sind richtig glücklich! Die zwei Soldaten singen die Hymne ihres Landes in den Lärm. Wie schön ist dieses Lied:

> Arm ist das Land, bleibt immer arm
> Für den, der Gold begehrt.
> Der Fremdling fährt nur stolz vorbei,
> Wir lieben's, wie das Land auch sei.
> Mit seinen Schären, Fels und Moor —
> Ein Goldland kommt's uns vor.

Wie lieben unsre Ströme wir,
Der Bäche wild Gebraus,
Das Rauschen unsres dunklen Walds,
Die Sternenpracht, Mittsommernacht!
Was rings der Blick, Gesang uns schenkt,
Tief unser Herz bewegt.

In den Ohren saust es. 2500 Meter. Langsam, ganz langsam verlieren wir an Höhe.

Jetzt steht dort vorne nicht mehr: Bitte sich nicht von den Plätzen erheben. Der Steward räumt auf. Er hat viel Arbeit.

Der dicke Herr hält es für nötig, sich zu entschuldigen. Die Nerven, meint er. Zwei Kriege habe er mitgemacht. Er schämt sich.

Wir tauchen in nebligen Dunst. 500 Meter. Und immer tiefer, immer tiefer. 300 Meter, 200. Noch ist nichts von der Erde zu sehen. Da liegt auf einmal die graue Wasserfläche unter uns. Wir fliegen schon zwei Stunden.

Was doch alles dazwischen liegt!

In der Kabine steht: „Rauchen verboten!" Aber ich rauche trotzdem. Nach diesem Schrecken kann mir das niemand verbieten! —

Plötzlich sehe ich Schnee. Eisschollen, leicht verschneit. Dann Wasser und Wälder, nichts als Wälder. Dasselbe Bild wie in Schweden. Dann ein Haus und noch ein Haus ...

Suomi!

Die ersten lebenden Wesen, die ich in Finnland sehe, sind ein Dutzend der kleinen, flinken finnischen Pferdchen in einem Kral. Wild rennen sie durcheinander, als wir über ihre Köpfe brausen.

Es ist schon späte Dämmerung. Gleich wird es Nacht sein. —

An den Flügelenden unserer Maschine glühen die farbigen Lampen auf. Drunten im Land blitzt hin und wieder ein einzelnes Licht. Weit zerstreut liegen die vielen kleinen, langgestreckten Häuser. Und Schnee und Wälder. Einige Pferdeschlitten unter uns. Eine Kirche. Alles ganz klein, ganz winzig, wie Spielzeug für kleine Kinder.

In der Nähe ist der Flugplatz von Abo. Rotes Neonlicht markiert das Feld. Wir landen.

Soldaten mit Gewehren und weißen Schneeblusen sind überall. Man kann sie nur sehen, wenn sie sich bewegen.

Die Dame fällt einem wartenden Offizier um den Hals und beginnt wieder zu weinen. Und nur der ältere Herr geht immer noch etwas gebückt zur Paßkontrolle. Glücklich, froh und zufrieden sind die beiden Finnen. Mit ihren Füßen stehen sie auf dem Boden ihrer Heimat:

O unser Land, o Heimatland!
— Hell klingt dies teure Wort. —
Wo ragt ein Berg am Himmelsrand,
Wo lacht ein Tal, wo grüßt ein Strand,
Noch mehr geliebt als Heimat, du,
Du, unsrer Väter Land!

O Land, du Tausendseenland,
Wo Sang, wo Treue wohnt,
Du unsres Lebens sichrer Strand,
Der Väter Land, der Zukunft Land!
Ob arm du bist, nicht bang dir sei —
Vertrau! Sei glücklich, frei!

* * *

So komme ich nach Abo, der finnischen Universitätsstadt mit drei Buchstaben. Jedem Kreuzworträtselrater ist sie ein Begriff!

Ich stehe auf dem Flugplatz und friere. Hilflos wie ein Baby. Das sind die Halbschuhe und die Seidensocken!

Zoll- und Paßkontrolle. Es dauert eine halbe Stunde.

Ein ganz kleines Kind liegt nebenan im Restaurationsbetrieb auf einem Stuhl und weint. Ich möchte auch weinen. Vor Kälte! —

Zehn Minuten lang fährt der Omnibus bis zur Stadt. Aber ich besuche sie nicht an diesem Tag. Der Zug nach Helsinki erwartet die Fluggäste.

Man sieht kaum die Hand vor den Augen. Schwarz ist die Nacht und tadellos die Verdunkelung.

Das Bahnhofgebäude ist ganz aus Holz erstellt. Boden, Wände, Dach und Decken. Auf langen Bänken sitzen an der Wand die Leute. Mit Paketen, Schachteln, Decken und anderem Kram. Ein Mann trägt einen frischen Verband um den Kopf, und still in einer Ecke schluchzt eine Frau. Flüchtlinge! —

Das Bombardement von heute nachmittag hat sie vertrieben. Nun wollen sie alle nach Helsinki ... vom Regen in die Traufe.

In einer Ecke steht ein Ofen. Ein lieber, warmer Ofen. Nein, weshalb soll ich mich schämen? Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit. — Ich ziehe meine Schuhe aus. Die Socken kleben fest und kalt an den Füßen.

Das Barometer am Eingang zeigt — 28 Grad.

Ich bin ein Eiszapfen und wünsche mir noch zwei weitere Oefen. Fest stemme ich die Füße gegen das warme Metall. Wer kann mir nachfühlen, wie schön, wie herrlich schön das ist?

Dann fährt der Zug. Sieben geschlagene Stunden lang.

* * *

Ich sitze in einem gepolsterten Abteil und bilde mir ein, es ist die zweite Klasse, die ich bezahlte. In die Ecke gedrückt liegen die Menschen. Ski sind am Boden, überall dort, wo sie nicht hingehören. Manchmal sieht man im Dunkel das Aufglühen der Zigaretten, und hin und wieder erhellt ein Streichholz für Sekunden ein ganzes Abteil.

Mit einer Taschenlampe kontrolliert der Schaffner die Fahrkarten. Er erzählt mir auf finnisch eine ganze Novelle, aber ich verstehe kein Wort. Verwundert schaut er und erzählt mir dasselbe auf schwedisch. Ich verstehe kein Wort.

Aber er reagiert auf keine der Sprachen, die ich spreche.

Bis mir ein Offizier erklärt, die zweite Klasse sei weiter vorne.

So vornehm und praktisch fährt man in diesem Land schon in der dritten.

Und dieses Land will Rußland mit seiner Zivilisation beglücken!

Im Speisewagen trinke ich ein halbes Dutzend Tassen Tee und errege allgemeine Aufmerksamkeit.

Als ich später zahle, muß ich mich schämen; denn der Betrag der Rechnung lautet nur auf eine Tasse. Nachbestellungen werden in Finnland nicht berechnet! Auf diese Landessitte mußte auch Cook Rücksicht nehmen.

So gut lebt man trotz des Krieges noch in Finnland.

Das Züglein kriecht dahin. Es heißt Expreß und ist verdunkelt. Aber daran bin ich schon gewöhnt. Von Spanien her, von Frankreich und von Deutschland.

Auf einmal sind wir in Helsinki! — — —

* * *

Weiße, motorisierte Schatten huschen wie Geister durch die Straßen der Stadt. In diesem Lande des Schnees tarnt man die Autos anders.

Kaum ein Mensch ist zu sehen, nur in der schwach erhellten Bahnhofhalle stehen zwischen Zivilisten und Militärs, die auf Anschlußzüge warten, einige Polizisten.

Ein junger Bursche führt mich in das Journalistenhotel Kämp. Es ist stockdunkel und nur der viele weiße Schnee wirft manchmal schwache Lichtreflexe gegen die Häuser. Hochaufgeschaufelt liegt er da. Und es ist kalt. Sooo kalt.

Mein Bursche sagt etwas und stellt den Koffer ab. Wir stehen vor dem Hotel.

Ein Offizier geht vorüber. Ein Soldat klappt die Haken zusammen und eine Uhr schlägt elf.

Ich gehe durch die Drehtüre. Viel Licht strahlt mir entgegen und blendet.

In der Halle und im Speisesaal sitzen überall Offiziere und Zivilisten in angeregten Gesprächen. Frauen mit weißen Skianzügen sind darunter. Einige tragen am Arm ein schwarzes Trauerband.

Telephone läuten. Irgendwo ruft ungeduldig ein Mann auf englisch in den Draht: „Hallo, hallo, ist dort London, ist dort London?" Kellner sausen herum, balancieren Platten mit Speisen und Getränken und vertrösten anrufende Gäste, wie überall in der Welt, unverbindlich: „Sofort, sofort." Um sich dann nicht mehr blicken zu lassen! — —

Aber das interessiert mich alles nicht. Ich suche im Augenblick nur die Dampfheizung.

Jemand ruft hinter mir: „Na, Werner, daß du endlich da bist! Das hat aber lange gedauert!"

Ich drehe mich um. Drei Kollegen stehen da mit erhobenem Glas in der Hand und lachen. In Madrid hatte ich den einen zum letzten Mal gesehen, bei der Schlacht im Ebrobogen den andern, auf Gibraltar den dritten.

... „Und wie wäre es," meint der Italiener unter ihnen, „fahren wir demnächst zusammen an die Front?"

... Und ob wir an die Front fahren!

Plauderei über die finnische Armee

Man kann von einem Journalisten nicht verlangen, daß er über die militärischen Organisationen aller Länder unterrichtet sei.

Aber man muß von ihm verlangen, daß er sich darüber sofort Klarheit verschafft, wenn ihm dies in einzelnen Fällen sein Beruf zur Notwendigkeit macht.

Das ist im übrigen auch den Lesern der Zeitungen zu empfehlen.

Wenn ein Kriegsberichterstatter nicht über die Gliederung und den Aufbau eines Heeres im Bilde ist, verliert er in seinen Berichten die Uebersicht, ehe er überhaupt angefangen hat. Das wirkt sich dann um so unheilvoller aus, als in Kriegszeiten von allen amtlichen Stellen und Quellen ein Geheimnis um die Armee gewoben werden muß. —

Wenn er irgendwo durch einen Zufall oder durch eine Indiskretion läuten hört, das Regiment X oder die Division Y sei da oder dort stationiert, — habe diese oder jene Aufgabe erledigt oder wolle sie noch bewältigen, dann läuft durch sein Gehirn wie ein Film alles ab, was mit diesem Regiment oder dieser Division zusammenhängt: Stärke, Bewaffnung, die zugeteilten Einheiten und Spezialwaffen! —

Nur auf Grund dieser Kenntnisse und seiner Erfahrungen kann er dann unter Berücksichtigung der verschiedenen, sich immer neu gestaltenden Umstände

und einem gewissen Fingerspitzengefühl seine Meinung niederlegen.

Die unbekannten Größen sind nicht unbedingt die Pläne des Generalstabes, in dessen Hauptquartier er sich befindet, nicht das Gelände, in das er Einsicht nehmen kann, sondern es ist alles das, was mit dem Gegner zusammenhängt.

Darüber weiß man nichts.

Leider vergessen das meistens die Zeitungsleser. Und sie denken auch nicht an die verschiedensten Schwierigkeiten der Kriegsberichterstatter, die aus Rücksicht auf das Gastland und seine Sicherheit meistens kaum die Hälfte von dem veröffentlichen können, was sie wissen.

Und manchmal unter starkem Druck etwas veröffentlichen *sollen*, was sie *nicht wollen*! —

Denn ein Kriegsberichterstatter kann nie ganz objektiv sein. Er steht immer unter dem Druck der Zensur, der Beeinflussung und Propaganda der kriegführenden Partei, auf deren Seite er sich gerade befindet. Und ist er nicht willig, bekommt er seinen Paß zurück.

Deshalb schreibt er seine besten Arbeiten im allgemeinen erst im Ausland. — Fair ist das nicht, aber praktisch. Und wahr! — —

* * *

In einem tiefen Lederfauteuil der Hotelhalle sitzt der Verbindungsoffizier X aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls Mannerheim. Er hat die Beine übereinandergeschlagen, in der Hand ein Glas Cognac-

Soda, aus dem er sich hin und wieder einen leichten Schluck gönnt. Zuvorkommend und eindringlich spricht er zu seinem Gegenüber.

Dieses Gegenüber bin ich.

Wir sind uns bei einem öffentlichen Empfang vorgestellt worden, und da er mit einer Schweizerin verheiratet ist, geht unsere Konversation bald über den Rahmen der notwendigen Freundlichkeiten hinaus.

Ich frage ihn offen, ob er mir, ohne gegen seinen Eid zu verstoßen, einige Auskünfte über die finnische Armee geben wolle. „Sie können damit verhindern," fahre ich fort, „daß ich auf einer gezwungenen Jagd nach entsprechenden Informationen falsch und ungenau unterrichtet werde und Ihrer Sache damit mehr schade als nütze."

„Warum denn nicht. Ich will Ihnen gerne erzählen, wie unsere Armee und die Organisation unserer Landesverteidigung im Frieden aussah. Sie können daraus für die heutige Kriegslage Schlüsse ziehen, die ich Ihnen überlasse. — Aber besser ist es schon, Sie fragen mich."

Und ich frage:

— „Sagen Sie mir, Herr Hauptmann, besaß die finnische Armee schon vor dem Ausbruch des Krieges einen umfassenden Apparat, der über das eigentliche Heer hinaus weite Teile der finnischen Bevölkerung erfaßte, um sie damit für den Ernstfall automatisch in den Dienst der Landesverteidigung stellen zu können?"

— „Aber selbstverständlich! Der erste Artikel unseres Gesetzes über den Militärdienst vom 30. Juni

1932 enthält den Satz: „Jeder finnische Mann ist verpflichtet, das Vaterland und die legale Ordnung zu verteidigen!' Prinzipiell legt der Staat die Hand auf jeden Mann zwischen dem 17. und 60. Lebensjahr."

— „In welcher Form erfaßt der Staat diese Männer? Ich meine, der 17jährige Jüngling hatte bei Ausbruch eures Krieges mit Rußland z. B. noch keinerlei militärische Ausbildung, da er diese meines Wissens erst mit 21 Jahren erhält. Auf der andern Seite kann man einem Greis mit 60 Jahren nicht mehr gut ein Gewehr in die Hand drücken."

— „Was den Greis mit 60 Jahren anbetrifft, irren Sie sich. Wir müssen diesen Männern, die allerdings zum größten Teil in der Etappe Dienste leisten, kein Gewehr in die Hand drücken. Denn gerade diese Leute, welche am weitesten auf die selbsterlebte Geschichte unserer Heimat zurückblicken können, wissen am besten, was sie durch den Verlust eines unabhängigen Finnlands verlieren würden. Unsere Greise sind unsere besten Patrioten und viele von ihnen stehen freiwillig an der Front. Ich hoffe, daß Sie das bald selbst beobachten können. — Ich erinnere Sie nur an unseren alten Freiheitskämpfer Pehr Evin Svinhufvud, dessen Name für ewige Zeiten mit der finnischen Geschichte verbunden bleibt. Mehr als 70 Jahre ist er alt und liegt trotzdem draußen in den Stellungen und nimmt alle Entbehrungen auf sich, unter denen selbst die Jungen ihren Rücken beugen müssen. ‚Ein Gewehr kann ich noch tragen, und zielen kann ich auch noch!' Mit diesen Worten wies er seine vielen Freunde ab, die ihn von diesem Schritt zurückhalten

wollten. Und wie Svinhufvud denken alle Männer des alten, geknechteten, unfreien Finnland.

Die ganz jungen Burschen besitzen natürlich noch keinerlei Ausbildung. Mit dem Gesetz sollte auch nur erreicht werden, daß die militärische Macht im notwendigen Falle, ohne sich gegen die Verfassung zu verstoßen, grundsätzlich auf die letzten zwei gesunden Arme zurückgreifen kann, die im Dienste der Landesverteidigung eine Arbeit zu verrichten imstande sind."

— „Dürfen Sie mir etwas über die Dauer des Militärdienstes verraten? Etwas über die Organisation des Einsatzes im Kriegsfall?"

— „Aktiver Soldat wird der Finne mit 350 Diensttagen. Die Offiziere und Reserve-Offiziere dienen 440 Tage. Für den Reservedienst genügen bei einfachen Soldaten 40 Tage, für Unteroffiziere und ähnliche Funktionäre 50 Tage, für Offiziere und ähnliche Funktionäre aber 60 Tage.

Alle Finnen, die aus irgendwelchen Gründen keinen Aktivdienst leisten können, stehen vom 17. bis zum 60. Lebensjahr im Dienste der sogenannten Territorialtruppen. Die Mitglieder dieser Formation sind in Friedenszeiten nicht zu Militärdienst verpflichtet. Es steht ihnen jedoch offen, dies freiwillig zu tun, und es ist ein schönes Zeichen für das Nationalbewußtsein unserer Bevölkerung, daß davon ausgiebig Gebrauch gemacht wird.

Unsere Männer sind also eingeteilt in Aktive, Reserve- und Territorial-Soldaten.

Nach seinem Dienst bei der aktiven Truppe kommt jeder Soldat zur Reserve, wo er bis zum 1. Juni seines

40. Lebensjahres eingeteilt bleibt. Die Offiziere bleiben bis zum 60. Lebensjahre in Reserve, die Unteroffiziere, Funktionäre und militärischen Angestellten bis zum 55. Lebensjahr."

— „Können Sie mir sagen, Herr Hauptmann, wie nach dem Ausbruch des Krieges die Mobilisation der erfaßbaren Truppen durchgeführt wurde?"

— „Genau nach den vorgesehenen Gesetzen. Im Kriegs- und Mobilisationsfall ruft man zuerst die Reservisten unter die Fahne. Die Regierung besitzt auch das Recht — und sie hat davon Gebrauch gemacht —, zugleich die Territorialen zu mobilisieren, und zwar einzeln oder jahresklassenweise. Die Territorialen von über 50 Jahren können allerdings nur mit Zustimmung des Senates einberufen werden."

* * *

Während ich mir die Notizen niederschreibe, heulen draußen die Sirenen. Mein erster Fliegeralarm in Finnland! Vertrauter Lärm aus dem spanischen Bürgerkrieg. — — —

Eilig, aber gefaßt holen die Gäste ihre Mäntel und verschwinden irgendwo im Luftschutzkeller.

Ich bin im Begriff, das gleiche zu tun.

„Wenn Sie wollen," sagt der Offizier, „bleiben Sie ruhig hier sitzen. Sie haben ja eine gelbe Armbinde und wenn . . ."

Ehe er weitersprechen kann, donnern von der Ferne herüber die ersten Detonationen . . . In der Halle sind außer uns und einigen andern Journalisten nur mehr ein halbes Dutzend Offiziere.

Entfernung der Einschläge zirka 1500 Meter schätze ich. In der Richtung des Hafens! —

„50 Kilo!" sagt mein Hauptmann, „die eine oder andere 100! Da besteht in unserem stark gebauten Hotel ohnehin kaum eine Gefahr."

Er bietet mir eine Zigarette an. — Der letzte weißbekittelte Kellner verschwindet in der Drehtüre.

In der Portierloge läutet ununterbrochen das Telephon. Niemand antwortet.

Ungleichmäßig rollen dumpf die Einschläge zu uns herüber. Wir trinken Cognac.

Zwei höhere Offiziere gesellen sich an unseren Tisch. Und ein japanischer Journalist.

Wir stellen uns vor. Und freuen uns.

Komisch, wie solche Zwischenfälle die Menschen einander näher bringen. Wir plaudern, als kennten wir uns schon Jahre. Immer noch läutet das Telephon.

Irgend jemand nimmt es ab und ruft an unseren Tisch: „Herr Werner, bitte."

Was das schon wieder ist?

„Faules Tier, wo bist du denn?" schreit ein Kollege in den Apparat. „Ich bin am Hafen, aber kann nicht kommen. Gib für mich durch und verwende es selbst: Zwölf Martinbomber. Höhe zirka 3500 Meter. Anflug Richtung Baltischport. Einflug 11 Uhr 35 Minuten Hafenviertel. Werfen Sprengbomben, 50 und 100 Kilogramm; Brandbomben 20 Kilogramm. Zwei Häuser brennen. Vier..."

Bumm, bumm kracht es in der Nähe. Es muß auf der andern Seite der Esplanade sein! Fensterscheiben klirren. So nah sind sie schon?!

„Hallo, hallo, was ist los! Stell doch den verfluchten Grammophon ab," tönt es von der andern Seite.

„Ja, Grammophon, du Kamel, bei uns sind die Fenster kaputt... Hallo, hallo, hörst du mich noch?"

„Ja, also weiter... vier Häuser vollkommen zerstört. Bis jetzt Zahl der Todesopfer und Verwundeten beträchtlich, aber noch nicht kontrollierbar. Ja, und — was sagtest du vorhin? — Also: ja: und die Russen bombardieren auch die Stadtmitte. Eine Bombe trifft ein Haus in der Esplanade. Alles verstanden? Gut. Mit Blitzgespräch durchgeben. Fertig."

Ja, fertig. Die Russen sind auch fertig. Die Einschläge hören auf.

Ich telephoniere „Blitz" nach Kopenhagen. —

Die Herren an meinem Tisch lachen. Man lacht bekanntlich zu den ungereimtesten Dingen. — —

Denn draußen hört man das Vorbeirasen der Ambulanzen. Am Hafen liegen zerfetzte Tote, die vor zehn Minuten noch lebten; rinnt warmes Blut, schreien Verwundete, weinen Familien beim Anblick ihrer zerstörten Wohnungen.

Man lacht zu den ungereimtesten Dingen! Aber das ist die Macht der Gewohnheit. Man ist deshalb noch lange nicht schlechter und härter als andere.

Keine zwanzig Minuten nach diesem Zwischenfall sitze ich wieder bei meinen Bekannten. Der Endalarm ist noch nicht gegeben.

Mein Schreibblock mit den Notizen liegt noch auf dem Tisch. Alles ist gleich geblieben, nur etwas kälter ist es geworden.

Die kaputten Fensterscheiben! —

Der Japaner nimmt einen kräftigen Schluck aus einer flachen Flasche, die er immer auf sich trägt. Denn bis zu zwei Stunden nach dem Alarm ist kaum ein Kellner zu sehen.

„Nach einem kleinen Schrecken tut das gut," meint er und reicht mir das Ding herüber.

Und dann sprechen wir weiter über die finnische Armee. — —

* * *

— „Welche Streitkräfte, Herr Hauptmann, umfaßt die finnische Armee?"

. . . „Das solltest du schon längst wissen," funkt uns der japanische Kollege in das Gespräch und nimmt dem Offizier das Wort aus dem Mund, indem er wie ein Buch herunterleiert:

„Die bewaffneten Streitkräfte Finnlands umfassen die Armee, die vom Verteidigungs-Ministerium abhängigen Institutionen, die Zivilgarde, die Grenzschutztruppen und die Seestreitkräfte.

. . . Das Oberkommando über sämtliche Streitkräfte hat der Präsident der Republik, dem ein aus dem Generalstab der Armee zusammengestellter Verteidigungsrat als beratendes Organ zur Verfügung steht.

. . . Die Armee selbst umfaßt die Landstreitkräfte, die See- und Luftstreitkräfte, die Territorial-Organi-

sationen und die Militärschulen mit speziellen Militäranstalten.

Die Territorial-Organisation ist nur zu Diensten der Mobilisation, und im Kriegsfall — hörst du, Werner, denn daraus kannst du allerhand Schlüsse ableiten, die du vom Herrn Hauptmann nie erfahren wirst — bildet sie das Truppenkorps, das man keiner Einheit beifügen kann, die schon in Friedenszeiten besteht."

„Aus!" sagt der Japaner noch und nimmt wieder einen kräftigen Schluck.

Wir wundern uns und lachen wieder. Was diese Japaner alles wissen!

Aber über die Zusammensetzung der verschiedenen Streitkräfte kann er mir keinen Bescheid geben. Schnell nimmt er Bleistift und Papier, als einer der Offiziere auf meine Frage weiterfährt:

„Unsere Landstreitkräfte bilden in Friedenszeiten ein Armeekorps, das drei Divisionen und eine Kavalleriebrigade umfaßt.

Wir hatten vor dem Krieg neun Infanterie-Regimenter, eine Kompagnie ‚Chars d'assaut', eine Stabskompagnie, vier Radfahrer-Bataillone, zwei Dragoner-Regimenter, eine Stafetten-Eskadron, eine Unteroffiziersschule und eine Kavalleristenschule, vier Feld-Artillerie-Regimenter, ein Flugzeugabwehr - Regiment, ein Bataillon und eine Kompagnie Sappeure, ein Stafetten-Bataillon, eine Kompagnie Kriegshunde, ein Train-Bataillon und eine Automobil-Kompagnie.

Die Seestreitkräfte teilen sich in die Küstenflotte und die Küstenartillerie. Der Chef der Küstenflotte ist mit seinem Stab zugleich Kommandant der gesam-

ten Seestreitkräfte. Die Küstenflotte besteht aus einer Kreuzer - Flottille, einer Eskadron Minenträger und Ueberwachungsboote, einer Eskadron Unterseeboote und einer Hafenkompagnie. — Die Küsten-Artillerie ist aus drei Regimentern und zwei Küstenbatterien gebildet.

Die Luftstreitkräfte sind in Kampfflugzeug - Geschwader und Verbindungs- und Bombardierungs-Geschwader eingeteilt. Bis zum Ausbruch des Krieges standen ihnen sechs Flugplätze zur Verfügung.

Die Territorial-Organisation umfaßt neun Stäbe des Militärdepartementes und dreißig Stäbe des Militärdistrikts. Jeder dieser letztern ist im Mobilisations- und Kriegsfall seinem Distrikt zugeteilt, der unter dem Befehl eines Distriktschefs steht. Zwei bis drei Distrikte bilden ein Militärdepartement unter dem Befehl eines Departements-Kommandanten. Fünf dieser Distrikte sind der militärischen Grenzbehörde unterstellt. Der Generalstab eines Distrikts zählt gewöhnlich fünf Offiziere, wovon einer Distriktchef ist, ein anderer Offizier des Generalstabs und ein weiterer Chef der Verpflegung.

Dem Grenzschutz fällt die Aufgabe zu, die Grenze zu schützen, den Schmuggel zu verhindern und jeden Verkehr in den Gebieten, die einen speziellen Ueberwachungsdienst notwendig haben, zu kontrollieren. Er hat aber auch noch andere Aufgaben: Im Falle eines Aufstandes, Unruhen oder schlimmer Unordnung die normalen Zustände wieder herzustellen und, wenn notwendig, die Polizei tatkräftig zu unterstützen. Seine dritte Pflicht ist, an der Verteidigung des Landes mit-

zuhelfen. Die militärische Fraktion des Grenzschutzes umfaßt vier Korps, jedes in der Stärke eines Bataillons, das seinerseits wieder wie die Einheiten der Armee unterteilt ist."

Ich danke dem Offizier für seine ausführlichen Angaben. Aber ich möchte noch gerne wissen, was unter der Zivilgarde zu verstehen ist, die der Japaner vorhin erwähnte, und erfahre darüber folgendes:

„Die Zivilgarde ist die äußere Kundgebung des Verteidigungswillens des finnischen Volkes. Sie hat einen Bestand von einigen hunderttausend Mann, die freiwillig ihre Zeit und ihre Kräfte in den Dienst der nationalen Verteidigung stellen. Sie spielt in der militärischen Organisation eine bedeutende Rolle. Ihr Zweck besteht darin, den Mitgliedern militärische Vorbildung beizubringen, um damit im Kriegsfalle die notwendigen Bestände zu ersetzen und neue Einheiten schaffen zu können. Außerdem beschäftigt sie sich mit der außerordentlich wichtigen Erziehung der Jugend für deren Eintritt in die Armee.

Die Zivilgarde nimmt jeden Finnen guten Rufes in ihre Reihen auf, dem man in bezug auf Treue zum Vaterland und zur legalen Regierung vertrauen kann.

Für die Verwaltung und Leitung der Zivilgarde sind 22 Distrikte geschaffen, die ihrerseits in einzelne militärische Regionen aufgeteilt sind. Damit die Zivilgarde ihre wichtige Aufgabe vollkommen bewältigen kann, sind die bedeutendsten Stellen militärischen Aktiv-Offizieren anvertraut.

Zu dieser Zivilgarde gehört auch die hunderttausend aktive und annähernd ebensoviele passive Mitglieder

zählende Vereinigung der ‚Lotta Swärds'. Sie ist die schönste Kundgebung des weiblichen Patriotismus und eine Freiwilligen-Organisation der Frauen, die Hand in Hand mit der Zivilgarde zusammen arbeitet. Eine ihrer Hauptaufgaben liegt auf moralischem Gebiet und besteht darin, den durch die Zivilgarde gezeitigten Gedanken in der Familie auszubreiten und zu stärken und ihr zu helfen, die Religion, das Heim und das Vaterland zu schützen. Sie bewältigt diese Aufgabe vorzüglich, indem sie den Verteidigungswillen des Volkes entwickeln hilft und die Zivilgardisten in jeder ihr möglichen Art und Weise unterstützt. Sie arbeitet mit am Sanitätsdienst der Garde, an der Verpflegung, dem Nachschub und schaltet sich außerdem sehr geschickt in die verwaltungstechnischen Aufgaben des Staates ein."

Diese für uns Schweizer besonders interessante Einrichtung erhält im finnischen Krieg eine Bedeutung, die weit über das hinaus geht, was von ihr ursprünglich erwartet wurde. Ihre Mitglieder, die in jeder Altersstufe anzutreffen sind, erhalten nur das Essen, aber keinerlei Sold. Sogar die grauen Uniformröcke mit den weißen Kragen schaffen sich die Mitglieder auf eigene Kosten an.

Die furchtbaren Ausmaße des Krieges haben es mit sich gebracht, daß man die „Lottas" noch in den ersten Linien findet, wo sie für die Soldaten kochen und damit männliches Küchenpersonal ersetzen, das dadurch im direkten Frontdienst Verwendung finden kann.

Teilweise reicht ihre Tätigkeit bis auf das rein militärische Gebiet. An sehr vielen Orten, vor allem in den Dörfern, stellt die Organisation ihre Mitglieder als Flugzeugbeobachtungsposten zur Verfügung, und Tag und Nacht, bei Schnee und Kälte stehen die Mädchen aufopferungsbereit im Dienste des Vaterlandes auf den schwierigen Posten.

Der enorme Zustrom zu dieser Frauenorganisation, deren Entstehung bis auf das Jahr 1917 — den Kampf um die Unabhängigkeit — zurückreicht, beweist die innige Verbundenheit der finnischen Frau mit ihrer Familie. Die Stellung der „Lottas" erhält eine erhabene, irgendwie fast heilige Note durch die Gleichberechtigung, die ihr der Mann entgegenbringt. Der Soldat an der Front kann sich die Armee ohne die „Lottas" gar nicht mehr vorstellen.

Ein großes Plus ist für diese Frauen ihre körperliche Gesundheit und Konstitution. Der Sport, in diesem Lande fast ein Selbstzweck, schuf aus der Frau eine Gefährtin des Mannes, die ihm bis zu seiner letzten und größten Aufgabe treu und nützlich zur Seite stehen kann:

In der Verteidigung des Vaterlandes! — — —

Bilderbogen aus Helsinki

Hoch liegt der Schnee zwischen den Häusern. Straßen und Gehsteige verschwinden ineinander und nur dort, wo sich die beiden vermutlich treffen, liegt meterhoch der Schnee. Von der Straße aus sieht man nur mehr die vermummten Köpfe der Menschen an den Häusern vorüberwiegen, und wer auf dem Trottoir geht, braucht keine Angst zu haben, von einem unvorsichtigen Autofahrer gerammt zu werden.

Wie eine Barriere steht vereist der aufgeschüttete weiße Wall. Absichtlich wird er nicht weggeräumt, um die Stadt besser gegen Fliegersicht zu tarnen.

Manchmal, wenn irgendwo viele Menschen zusammenkommen, hört man wie durch einen Lautsprecher millionenfach verstärkt ein Knistern wie aus einem Ameisenhaufen: knarrend treten die Schuhe in den gefrorenen Schnee! —

Von oben gleicht die Stadt einem großen, sibirischen Dorf. Und zwischen den weißen Dächern erkennt man auf der Straße nur hochgezogene Schultern, auf denen Pelzmützen sitzen.

Alle Welt hat die Hände in die Manteltaschen vergraben.

An vielen Häuserecken stehen Gruppen von drei, vier Mann und stieren, ohne ein Wort zu sagen, geradeaus:

Ein Barometer hängt an der Wand!

Dann gehen sie weiter, andere kommen, und hin und wieder schüttelt einer den Kopf.

Es ist der kälteste Winter seit 25 Jahren! — —

Nicht ein einziges Stückchen Erde läßt er uns sehen, dieser nordische Winter mit seiner manchmal so dunstigen, bis in die Häuser herabhängenden dichten Wolkendecke.

Trostlos ist das Bild des Grau in Grau, der einzigen Tonstufe, die sich aus dem eintönigen Häusermeer der sonst so lebhaften Stadt kaum mehr abhebt. Und alles wird um so drastischer und eindringlicher durch die tragische Atmosphäre, die über allem lastet:

Denn Helsinki ist nicht mehr Helsinki. — Es ist Kriegsschauplatz! —

* * *

Von den rund dreihunderttausend Einwohnern der Hauptstadt sind kaum mehr zehn Prozent verblieben. Der Rest wurde längst evakuiert. —

Was übrig geblieben ist, gleicht einer toten Stadt!

Das Leben ist traurig und einschläfernd wie die Natur. Daran haben auch die vielleicht zehntausend Menschen nicht mehr viel ändern können, die wieder zurückgekehrt sind, als vorübergehend die Bombenangriffe der Russen aufgehört hatten.

Aber das Stocken dieser Raids, die von den neuerworbenen Flugbasen in Baltischport gestartet werden — die Anflugzeit beträgt ungefähr 25 Minuten —, war nur auf das schlechte Wetter zurückzuführen, das die russischen Flieger zu weit herunter gezwungen hätte.

Nun ist wieder der Teufel los, und überall sieht man die Finnen arbeiten, überall heben sie neue Unterstände aus oder verbessern die alten.

Ich besuche die Stadt, laufe stundenlang durch die Straßen und studiere die Wirkungen der bisherigen Zerstörungen.

Nach meinen Beobachtungen befinden sie sich durchwegs in den Arbeitervierteln, nahe des Hafens.

Man hat sehr viele Hundertkilo-Bomben abgeworfen, und ihr Effekt in den nicht sehr stabilen Häusern war deshalb meistens verheerend.

Aber die Russen zielen schlecht. So schlecht, daß man ihnen beinahe glauben könnte, sie wollten nur die wirklich militärischen Objekte der Hafenanlagen belegen. Die Einschlaglinien der Bomben könnten darauf schließen lassen. Das ist aber schlimm und ein übles Zeichen für das Können der russischen Piloten, die im Anfang aus Höhen von nicht einmal achthundert Metern ihre Bomben abwarfen.

Was müssen das für Piloten sein?

Ihre eigene, die russische Botschaft ist schwer beschädigt! — —

* * *

Durch zwei an sich belanglose Umstände erhalten die Schutzmaßnahmen Finnlands gegen Fliegerangriffe rein äußerlich eine von den üblichen Gepflogenheiten abweichende Form.

Sie lassen sich nicht mit denjenigen im ehemaligen Madrid vergleichen, nicht mit denen in Paris, in Berlin und in London von heute.

Der Sand der Küste, der bis tief hinab gefroren ist und sich durch die über ihm liegende, vereiste Schneedecke nur schwer graben läßt, kann nicht in Tausende und Abertausende von Sandsäcken abgefüllt werden. Sandsäcke zum Schutze von Kellerlöchern und Denkmälern spielen deshalb in Finnland nicht die überragende Rolle.

Dafür sieht man sehr viele Kisten, auf denen noch „Persil", „Scotch Whisky" oder „Cognac" zu lesen ist. Sie werden mit Schnee gefüllt, der sich setzt und gefriert und mit der Zeit eine kompakte Masse bildet, die ihren Zweck annähernd so erfüllt wie der Sand.

Viel auffallender als die wenigen Sandsäcke ist jedoch etwas anderes.

In Finnland kennt man vor den Schaufenstern nicht die in anderen Ländern üblichen eisernen Rolläden, und auch in der Privatwohnung können die Fenster des Nachts im allgemeinen nicht durch Läden verschlossen und „verdunkelt" werden.

Man hat deshalb auf den Waldreichtum des Landes zurückgegriffen und sämtliche Schaufenster, Eingänge und teilweise auch die Privatfenster der unteren Stockwerke mit 2—3 Zentimeter dicken Bohlen „vermauert".

Das gibt ein komisches Bild, diese Hunderttausende von breiten Holzplatten! Helsinki gleicht einem riesigen Holzlager, überall, so weit das Auge reicht, liegen die ungehobelten und ungestrichenen Bohlen übereinander.

Man kann wahrhaftig sagen: hier ist die Welt mit Brettern vernagelt!

Für einen Ausländer ergibt das viele Komplikationen, und wenn ihn niemand führt, läuft er stundenlang herum, um einen Zigarettenladen zu finden. Er sieht keine Auslagen, die ihm die Art des Geschäftes verraten, und mit den flüchtig mit schwarzer Farbe auf die Bretter gemalten Hinweisen läßt sich herzlich wenig anfangen. Denn das Finnische ist keine einfache Sprache.

Der Tag beginnt zu dieser Jahreszeit nicht vor neun Uhr morgens, und er stirbt praktisch ab mit der sehr früh hereinbrechenden Dunkelheit. Irgendwie scheint er noch kürzer durch die drückende Atmosphäre des Krieges.

Die Verdunkelung ist hundertprozentig. Ich habe in diesem Weltkrieg schon in Paris gelebt und in Berlin, aber nirgends etwas Aehnliches gesehen. Es gibt heute wohl in ganz Europa keine Stadt, die in dieser Hinsicht mit Helsinki Schritt halten könnte. Selbst die in Frankreich, Deutschland und England erlaubten lichtschwachen Transparente vor den Läden sind verboten.

In den Nächten sieht das Auge buchstäblich nicht ein einziges Licht, wenn nicht gerade gespensterhaft eines der mit weißer Deckfarbe getarnten Automobile vorüberhuscht.

Die Zirkulationsfreiheit dieser Autos ist aber aus Benzin-Ersparnisgründen ebenfalls auf ein solches Mindestmaß herabgedrückt, daß man davon in einer Nacht kaum ein halbes Dutzend zu sehen bekommt.

* * *

In der Stadt sind eigentlich nur die lebenswichtigsten Betriebe geöffnet. Vor allem die Lebensmittelläden, Speiselokale und einige Cafés.

Aber im allgemeinen nicht mehr als fünf bis sechs Stunden!

Die finnische Bevölkerung hat unter keinerlei Mangel an Lebensmitteln zu leiden, und eine Rationierung gibt es nicht. Man ißt wie in Friedenszeiten, nur die Preise haben etwas angezogen.

Es ist erschütternd, durch die Straßen dieser geprüften, unglücklichen Stadt zu gehen und überall die Vorbereitungen zu sehen, die Helsinki für die olympischen Spiele des Jahres 1940 getroffen hat.

Riesige Neubauten mit schon halb verfallenen Gerüsten. Eigens angelegte Zufahrtstraßen zu den verschiedenen Stadions. Dutzendweise stehen in die Erde gerammt die farbigen Tafeln mit der Aufschrift: „Olympische Spiele", und darunter ein verkehrstechnischer Hinweis für Fußgänger oder Autofahrer.

Wenn die Sonne scheint, sieht man manchmal über die Dächer ragen, weiß und friedlich, den olympischen Turm! —

Als Wahrzeichen steht er da, als Symbol und wie ein Aufruf an die Völker der Welt, die kommen sollten und doch nicht kommen. Jetzt, da man ihre Hilfe, ihre Kameradschaft und all die vielen Tugenden am nötigsten braucht, die hier hätten verkörpert werden sollen ! — — —

Aber Worte sind eine Sache, olympische Spiele eine andere, und Taten... überläßt man allein den Finnen! —

Einsam und verlassen ragt über die Dächer der Stadt der olympische Turm. Und über ihn brausen fast täglich die russischen Flieger.

Einmal sicherlich wird ihn eine Bombe treffen, und sie wird das Sinnbild zerstören, unter dem die Völker sich verstehen, finden und vertragen wollten. — — —

Gespräch mit dem Staatspräsidenten und dem Außenminister

Ich gehe in ein Haus.

In dem großen, modernen Gebäude sind vorübergehend verschiedene staatliche Behörden untergebracht, weil man es für angebracht hielt, die den Russen bekannten öffentlichen Bauten zu räumen.

Das Haus ist eines von den zwanzig oder dreißig, die zu vergessen wir verpflichtet sind, wenn sich hinter uns die Türen wieder schließen.

Ein Mann, glatt rasiert, mit kantigen und energischen Gesichtszügen, kommt in dem Augenblick aus dem Aufzug, in welchen ich hineingehen will.

Er trägt eine dicke Pelzmütze über den Ohren, eine Jacke aus Seehundsfell mit Reißverschluß, und Fellgamaschen aus Renntierhäuten reichen ihm aus festen Schuhen heraus bis unter die Knie.

Er sieht aus wie tausend andere Finnen, die ich in der Stadt und auf dem Lande gesehen habe. Eine mittlere Statur, schlank, fast hager, aber mit stahlhartem Körper, dessen kräftige Sehnen man durch die Kleider ahnt.

Mehr noch, in ihm erkenne ich den uns durch Bilder bekannten und verkörperten Typ des zähen, arbeitsamen finnischen Bauern. Den Typ, den wir im Kino auf Renntierschlitten sehen, der in stetem Kampfe mit der Natur die unendlichen Flächen fruchtbaren Bodens seiner Heimat bearbeitet und in den hunderttau-

send Wäldern Suomis ohne Unterbruch die schwere, scharfe Axt über dem Haupte schwingt.

Dieser Mann, von dem ich glaube, es gehöre ihm der Schlitten vor dem Haus, der dort voll mit verschneitem Reisig beladen steht, ist der finnische Unterrichtsminister Hannola.

Er sagt das so nebenbei, als ich ihn um eine Auskunft bitte.

Wie ein bescheidener Bürger aus dem Volke dieser wahren Demokratie geht er mit der Pelzmütze in der Hand voraus und führt mich an mein Ziel.

Ihm habe ich es zu verdanken, wenn ich wenige Stunden später Gelegenheit erhielt, mit dem finnischen Staatspräsidenten Kallio und dem Außenminister Tanner einige Worte zu sprechen.

Der Präsident des tapfern Finnland wohnt in einem Palais am Rande der Stadt. Breite Vorstufen führen an das Gebäude, dessen Vorbau von vier Säulen getragen wird.

Eine Ehrenwache steht ruhig und majestätisch wie Denkmäler aus Schnee vor dem Portal, und im Innern tun uniformierte Diener schweigsam ihre Pflicht. Kronleuchter werfen mattes Licht in den Raum, und tausendfach glitzert Kristall, wie der gefrorene Schnee draußen vor dem Haus.

Ich trete in einen großen, schmucklosen Raum, den ein halbes Dutzend Kandelaber hell erleuchten. Kein einziges Bild hängt an den weißen Wänden, kein schwerer, dicker Teppich liegt am Boden. Nicht einmal ein Telephon ist da.

In diesem einfachen Raum sitzt hinter einem Schreibtisch, der dem Direktor eines Privatunternehmens sicherlich nicht gut genug wäre, der Präsident des finnischen Volkes. Er schreibt, und ein Adjutant mit zwei dicken, roten Streifen an der grauen Hose und breiten Generalstabsschnüren über der Brust beugt sich ihm leicht entgegen.

Der Präsident drückt mir die Hand. Weißes lichtes Haar trägt er leicht gescheitelt, und der Franz-Joseph-Bart gibt dem Gesicht, aus dem fast stechend stahlblaue Augen blicken, etwas Aristokratisch-Beherrschtes. Leicht gebückt vom Alter ist die mittlere Statur des Greises, aber die Ruhe aller Bewegungen und der klare, sichere Ton der Sprache zeugen von der Energie und Unverbrauchtheit des ganzen Mannes.

Aus jedem Satz des Präsidenten klingt der Glaube an die Menschheit und sein Volk.

Exzellenz Kallio spricht zuerst vom Kriege und findet bittere Worte für die Kampfmethoden des viel stärkeren Gegners. „Täglich," so sagt der Präsident, „sendet der Feind seine Luftwaffe hinter die Front, um unsere Heimstätten zu zerstören und unsere friedliche Zivilbevölkerung zu töten. Mehr als hundert Orte und alle Städte unseres Landes sind bisher bombardiert worden. Annähernd 9000 Bomben wurden abgeworfen. Nur deshalb, weil unser Bevölkerungsschutz gut organisiert ist und die Städte evakuiert wurden, halten sich die Verluste an Menschenleben in einem nicht an das Furchtbare grenzenden Rahmen. Aber unsere Widerstandskraft wächst weiter und unsere Luftabwehr, die schon mehr als 250 feindliche

Maschinen zerstören konnte, erweitert sich mit jedem Tag — die Tatsache hilft, daß wir dem Gegner viel wertvolles Material abnehmen konnten!"

„Es ist klar," fährt er weiter, „daß wir selbst unser Möglichstes dem Angreifer entgegensetzen, aber weil die Kulturländer unserem unter dem Kriege leidenden Volke zu helfen gewillt sind, fordere ich Sie als Repräsentant der Kultur auf, Ihre Stimme in der Welt dagegen zu erheben, daß Rußland seine Luftwaffe so grauenhaft und rücksichtslos gegen die schutzlose Zivilbevölkerung gebraucht. Ich wage diesen Appell im Namen unseres Volkes, denn Sie wissen, daß wir hier oben, nahe dem nördlichen Polarkreis, die gemeinsame Kultur des Westens verteidigen, also auch ihre Freiheit und ihre Heimstätten."

Aus meinem Gespräch mit dem Präsidenten höre ich mit viel Freude die Achtung sprechen, die er selbst und das ganze finnische Volk unserer Schweiz entgegenbringen.

Im Glauben an die starken und unzweideutigen Verteidigungsmöglichkeiten der finnischen Armee erlaube ich mir die Frage, ob es Finnland möglich sei, den Krieg auch wirtschaftlich durchzuhalten.

„Unser Land," antwortet mir der Präsident, „das, wie Sie wohl wissen werden, in der Vorkriegszeit einen gut ausbalancierten Etat hatte, muß natürlich schwer unter dem heutigen Zustand leiden. Wir sind aber dank unserer Vorsorge imstande, sehr viel auf uns zu nehmen und lange durchzuhalten."

Auf meine etwas indiskrete Frage, ob er mit einer Ausdehnung des Konfliktes rechne, erhalte ich keine

Antwort, aber auf einen weiteren Einwand hin erklärt die Exzellenz, sie hoffe, „im Laufe der Zeit vom Auslande eine starke Unterstützung zu erhalten. Wir brauchen diese Hilfe, nicht nur finanziell, sondern auch militärisch, indem man uns Freiwillige und sehr viel Waffen zur Verfügung stellt. Unser kleines Land, das bereit ist, bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau um seine Unabhängigkeit zu kämpfen, kann sich ohne diese Hilfe des Auslandes nur unendlich schwer gegen die enorme und brutal eingesetzte Uebermacht seines großen Gegners halten."

Ich erlaube mir noch eine letzte Frage und möchte wissen, ob Finnland mit anhaltenden Waffenlieferungen rechnen könne. Der Präsident beantwortet sie nach einem kurzen Achselzucken, das ihm vielleicht die Erinnerung an eine schlechte Erfahrung abzwingt, mit dem lakonischen Satz: „Vorläufig ja, denn wir können sie bezahlen!" —

* * *

Gegen den Schluß unseres Gespräches geht Präsident Kallio mit mir langsam durch viele offene Türen, neben denen die Diener stehen und sich stumm verbeugen, hinüber in einen großen Saal. Blitzlicht funkt uns entgegen und kurze Sekunden bleibt der Präsident am Platze stehen.

Einmal hebt er ganz langsam seine weiße, faltige Hand, an der kein Ring zu sehen ist, und dankt den Journalisten, die hier versammelt sind.

Immer wieder fällt Blitzlicht auf ihn nieder, und ich schaue für den Bruchteil von Sekunden in das grell

erleuchtete, durchdringende Blau von Augen, wie ich es noch nie gesehen habe.

Drüben unter einem Oelgemälde steht in derselben Kleidung, wie ich ihn kennen lernte, Minister Hannola im Gespräch mit dem ehemaligen Finanzminister und jetzigen Außenminister Vaino Tanner.

Mit einer leichten Handbewegung winkt er mir herüber und kommt mir einige Schritte entgegen.

Hart und klar klingt jeder Satz, den Tanner zu mir sagt. Und doch hört man auch aus ihnen die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft sprechen, die allein das reine Gewissen und Bewußtsein des Rechtes, für das man kämpft, in diesem Ausmaße schenken kann.

„Haben Sie schon je gehört," sagt er mir, „daß Geld im Kriege eine entscheidende Rolle spielt? Noch nie ist ein Krieg nur verloren worden, weil das Geld ausging. Finanziell" — fährt der Außenminister fort — „haben wir, soweit sich die Lage überblicken läßt, vorläufig wohl nicht viel zu befürchten — wenn ich Ihre Frage so auffassen soll, ob wir uns genügend Waffen kaufen können. — Außerdem sind augenblicklich unsere besten und billigsten Waffenlieferungen die Russen, denen wir ungeheures Material abnehmen. Was freilich später wird, wenn der Sommer kommt, kann man nicht wissen. Wir sind bereit, uns zu verteidigen, und Sie sehen, daß wir das können. Wenigstens bis Mai haben wir militärisch die Chancen zum größten Teil auf unserer Seite. Dann allerdings kommt die Schneeschmelze und unsere Häfen werden eisfrei."

„Was wollen Sie," meint er weiter und zündet sich eine neue Zigarette an, „der Krieg ist ein Lotterie-

spiel. Jeder kann gewinnen. Auch ein Dritter! Und in jedem Spiel gibt es eine unbekannte Größe, das Schicksal. Aber wir wollen uns jetzt nicht den Kopf darüber zerbrechen. Gehen wir nach vorne an den hübsch gedeckten Tisch, eine Tasse schwarzen Kaffee trinken."

Und wir gingen eine Tasse schwarzen Kaffee trinken. — — —

In einem russischen Gefangenenlager

Fast dreihundert Kilometer weit fahren wir im Auto durch Südfinnland bis nahe an den Bottnischen Meerbusen. Da liegt zwischen Abo und Wasa, irgendwo im Innern des Landes, in der Lichtung zwischen zwei Wäldern, ein russisches Gefangenenlager.

Fliegeralarm heult fast überall in den wenigen kleinen Dörfern, die wir durchfahren. Sie scheinen tot und ausgestorben. Alle Bevölkerung befindet sich in den Kellern, und nur vereinzelte Patrouillen stehen unter Tannen und spähen unablässig gegen den Himmel.

Das Lager, in dem achtundzwanzig Russen untergebracht sind, ist nebenbei auch noch ein Zuchthaus für finnische Sträflinge.

Einige der Letztern sind die ersten Leute, die wir zu Gesicht bekommen. In ihren schwarzgestreiften grauen Kleidern verrichten sie Erweiterungsbauten, und drei von ihnen gehen, sich Bewegung schaffend, immer auf und ab. Immer über derselben Stelle.

Das Lager, das aus drei festgebauten Holzhäusern besteht, ist mit einem drei Meter hohen Zaun und Stacheldraht umgeben. Die Ausbruchgefahr ist so gering, daß nur ein einziger Posten vor dem Eingangstor Wache hält.

Die Baracken sind auffallend sauber und in Anbetracht der weltabgeschiedenen Gegend modern eingerichtet. Sie sind gut geheizt, es gibt elektrisches

Licht und eine besondere Abteilung für die „Saona", das unentbehrliche finnische Dampfbad, das in Finnland selbst in der kleinsten Bauernhütte zu finden ist.

Für die russischen Gefangenen hat die Stadtbibliothek von Helsinki russisch gedruckte Bücher geliefert, unter denen ich Tolstoi und Dostojewskij finde. Durcheinander liegen sie im Wachtraum des Offiziers auf einem altmodischen Sofa oder unter ihm auf dem Boden. Auch einige Bibeln sind darunter.

Die Russen werden als Kriegsgefangene behandelt und ihre Unterkunft ist gradmäßig geordnet. Offiziere schlafen in eisernen Zweibettgestellen mit Kissen, Leintüchern und Decken, die Unteroffiziere — wiederum gesondert — auf Pritschen mit Decken ohne Leintücher.

Als wir ankommen, ist gerade Essenszeit, und ich koste die einfache Speise, die gut und fett gekocht ist und über die man sich nicht beklagen kann.

Weil die Leute überdies täglich gebadet werden, machen sie einen sauberen Eindruck. Sechs Stunden arbeiten sie an der Rodung des Waldes und der Trokkenlegung des nahe gelegenen Sumpfgebietes. Sie frühstücken um 7 Uhr, essen um 12 Uhr und 19 Uhr, und um 21 Uhr ist Lichterlöschen.

Für die Verwundeten wird eigens gesorgt. Sie werden von einem finnischen Arzt und einem russischen Sanitäter gepflegt und sind in Zellen untergebracht, die in normalen Zeiten für Einzelhäftlinge vorgesehen sind.

Ich habe das Glück, mit einem russischen Hauptmann zu sprechen, der in seiner Eigenschaft als Ba-

taillonskommandant an der Front war und erst wenige Stunden vorher eingeliefert wurde.

Meine sämtlichen Fragen werden vom Dolmetscher ohne Einschränkung übersetzt und beantwortet. Der junge Hauptmann, der 1907 in Sibirien am Baikalsee geboren ist, hinterläßt ebenso wie die andern Gefangenen, die ich später noch besuche, einen außerordentlich schlechten und verschüchterten Eindruck.

Es fehlt ihm jede militärische Haltung. Die Augen in dem seit Tagen unrasierten Gesicht flackern ständig, die Sprache zittert, und nervös spielen die Hände mit dem Saum des Waffenrockes. Die Angst dieses Bataillonskommandanten hat zugleich etwas Abstoßendes und Mitleiderregendes.

Die Lösung der Frage des Warum wird mir erst später klar, als ein russischer Unteroffizier einen der Sprache mächtigen lettischen Kollegen frägt, ob er erschossen würde.

Der Hauptmann führte ein Tankbataillon, das nach seiner Aussage aus 31 schweren Tanks und 4 Panzerwagen besteht. Seine schweren Tanks, die in den Rybinsk-Werken in Leningrad hergestellt wurden, entsprechen dem größten Modell in der russischen Armee. Es hat sechs Mann Besatzung und neben einer 76-mm-Kanone und einem kleinkalibrigen Flugzeugabwehr-Maschinengewehr noch sieben Maschinengewehre.

Ueber seine militärische Laufbahn befragt, erzählt er mir folgendes:

Matrose von Beruf, meldete er sich mit 18 Jahren freiwillig zur Militärschule und erhielt mit 20 Jahren

den Grad eines Unteroffiziers mit den militärischen Vollmachten eines Leutnants. Auf meinen Einwand, wie das gemeint sei, erhalte ich die interessante Erklärung, man habe den Rang eines Subaltern-Offiziers in der russischen Armee bis zum Jahre 1927 überhaupt nicht gekannt. Vorher waren sie alle „Kameraden" mit dem Grade eines Korporals, der vielleicht besser mit dem deutschen Fähnrich zu vergleichen ist.

Ich lasse den Hauptmann fragen, wie lange er an der Front war und wann er vom Kriege mit Finnland erfahren habe. Nach seiner Aussage wußten er und seine Kameraden soviel wie nichts von dem gesamten diplomatischen Vorspiel des finnisch-russischen Krieges. Er lag mit seinem Bataillon schon geraume Zeit an der karelischen Landenge und erhielt in der Nacht vom 29. auf den 30. November um 23 Uhr in einer Besprechung plötzlich Kenntnis von den beginnenden Feindseligkeiten. Zugleich erhielt er den Befehl, am folgenden Morgen um 9 Uhr die Grenze zu überschreiten.

Ich will wissen, wie er in finnische Gefangenschaft geraten ist, und erfahre nähere Einzelheiten über die Art, wie die Finnen ihre fehlenden Antitank-Kanonen ersetzen. Durch den spanischen Bürgerkrieg belehrt, greifen sie zum Dynamit und zu der Benzinflasche. Man erzählt sich in der finnischen Armee, diese primitive, aber furchtbare Waffe sei von einem bei der spanischen Franco - Armee freiwillig kämpfenden Hauptmann nach Suomi gebracht worden.

Die Methode wird so radikal gehandhabt, daß vor wenigen Tagen in den Zeitungen — ich wußte

damals noch nicht weshalb — ein Aufruf zu lesen war, die Bevölkerung möge alle verschraubbaren Selterflaschen sofort abliefern.

Unser Hauptmann, der zuerst auf eine Mine fuhr, wurde durch die Hitze, die eine solche, nach seinem Tank geschleuderte Benzinflasche mit nachgeworfenem Dynamit erzeugt, gezwungen, samt seiner Besatzung herauszukriechen.

Seine Kriegsbesoldung betrug nach seiner Angabe bei freiem Zimmer monatlich 1200 Rubel und wurde regelmäßig ausbezahlt. Nach anscheinend etwas tief gegriffenen finnischen Informationen entspricht diese Summe dem ungefähren Kaufwert von 600—700 Finnenmark. Wie dem auch sei, dürfte sie jedoch kaum den Kaufwert von zirka 120 Schweizerfranken überschreiten.

* * *

Einen noch schlechteren, moralisch und körperlich geradezu heruntergekommenen Eindruck hinterlassen die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die meistens aus der Ukraine stammen. Sie lassen sich vollkommen gehen und zeigen nicht ein Jota militärischen Schneid, den man doch auch in der Gefangenschaft von einem Soldaten erwarten muß.

Ihr Durchschnittsalter liegt zwischen 22 und 24 Jahren. Sie sind kahlgeschoren und befinden sich meistens noch in den Kleidern, in denen sie gefangen wurden. Auf der Gürtelschnalle sieht man bei jedem Hammer und Sichel.

Durch verschiedene Fragen versuche ich die Bildungsstufe dieser Leute zu ergründen.

Kein einziger von ihnen ist in der Lage, festzustellen, ob wir gerade französisch, deutsch oder englisch sprechen. Dabei wird es ihnen in der Militärschule freigestellt, folgende Sprachen zu erlernen: Lateinisch, Englisch oder Deutsch. Da jedoch kein Zwang besteht, fällt es nur den wenigsten ein, sich auf diesem Gebiet irgendwelche Kenntnisse anzueignen. Von den rund zwanzig Mann, die in diesem Raume beisammen sind, ist im ersten Augenblick nicht ein einziger imstande, mir die Frage zu beantworten, wo die Schweiz liege. Erst nach langem Zögern meint der eine, sie befände sich östlich von Norwegen (durch die Wortverwandtschaft irregeleitet, meinte er wahrscheinlich Schweden)! Nach einer Diskussion von einigen Minuten findet sich dann tatsächlich einer, der nicht nur ihre wirkliche Lage kennt, sondern auch die Völkerbundsstadt Genf.

Die Unwissenheit dieser Menschen gibt mir Veranlassung, mich beim Dolmetscher über die russischen Schulverhältnisse zu erkundigen, und ich höre, daß die Maximalschulzeit beim Durchschnittsrussen nur sieben Jahre beträgt. Eine Zeit, die jedoch praktisch nur die wenigsten auf der Schulbank sitzen.

Die Kleidung der Leute ist mangelhaft. Die Stoffe sind dünn und nicht sehr stark, und nur das Schuhwerk scheint mir ausgezeichnet. Besser ist es nach den Informationen, die mir die Gefangenen geben, bei den bevorzugten Flieger- und Tanktruppen. Diese Leute haben alle warme Pelze oder Ledermäntel und dazu

bis zu den Knien hinauf gefütterte Schuhe aus Kalbs- oder Hundefell.

Ein amerikanischer Journalist, der bis zum letzten August in Moskau weilte, bringt mir gegenüber seine Meinung in der Bemerkung zum Ausdruck, was hier an Russen sei, könne sich, am Menschenmaterial und seiner Ausrüstung gemessen, nur um eine zweite Garnitur handeln.

Er habe in Moskau andere Leute gesehen. Allerdings könne er nicht mit Gewißheit behaupten, ob diese Elitetruppen aus Moskau und Leningrad weit über die Stadtgrenzen hinaus zu finden seien.

In Rußland jedenfalls tröste man die Bevölkerung bei der Auferlegung neuer Opfer immer mit der Versicherung, es sei zu Gunsten der Armee. Aber was er hier sehe, nehme ihm diesen Glauben, um so mehr, als die russische Armee bisher gegen Finnland auch militärisch vollkommen versagt habe. — —

Die Bombardierungen der Zivilbevölkerung

Die Bombardierungen, die ich hier mitmache, sind nicht mit denjenigen in Spanien zu vergleichen.

Sie sind etwas ganz anderes.

Und wenn ich mich während den mehr als zwei Jahren, die ich dort unten als Kriegskorrespondent verlebte, nicht ein einziges Mal genötigt sah, einen Luftschutzkeller aufzusuchen, so kann ich das von Suomi nicht behaupten.

Einen Tag nach dem Bombardement im Hotel Kämp dränge ich mich schon zusammen mit andern Männern und Frauen, Offizieren und Soldaten in den muffigen Kellern unseres Hotels und spüre mit Grauen die Erschütterung der einschlagenden Bomben. Eine unsichtbare Macht läßt die Wände um uns erzittern.

Das will immerhin besagen, daß zwischen den Bombardierungen, die das spanische Volk über sich ergehen lassen mußte, und denjenigen, die ich hier erlebe, ein prinzipieller Unterschied besteht.

Was seinerzeit die unobjektiven Betrachter der spanischen Revolution in der Welt über die sogenannten grauenhaften Bombardierungen der spanischen Zivilbevölkerung durch die Truppen Francos erzählten und immer wieder in die Presse lancierten, ist nie wahr gewesen. Mit Ausnahmen sind immer nur militärische Objekte belegt worden, und wenn auch hin und wieder Zwischenfälle vorgekommen sind, so haben

sie nie ein Ausmaß angenommen, das ein Recht dazu gegeben hätte, sie zu verallgemeinern.

Hier in Finnland ist es anders.

Hier in Finnland wird alles das zur Wirklichkeit, was Spanien von der Phantasie irgendwelcher an den Ereignissen direkt oder indirekt beteiligten Interessengruppen oder ausländischen Staaten angedichtet wurde.

In jedem finnischen Heeresbericht können wir es nachlesen: es vergeht fast kein Tag, an welchem das Land nicht von 200 bis 500 Maschinen überflogen wird. Diese Maschinen kommen alle mit voller Ladung und fliegen wieder leer nach Hause.

Es handelt sich dabei durchaus nicht um die uns von der Westfront her bekannten harmlosen Aufklärungsflüge.

Was die Bombenangriffe in Finnland von andern unterscheidet, erhält seine Note durch zwei Voraussetzungen, die in Finnland zum ersten Male in diesem Ausmaße zu beobachten sind.

Zum einen ist es die enorme Ueberlegenheit der russischen Luftwaffe gegenüber den Finnen, die weder in der Luft selbst, noch in der Abwehr in der Lage sind, etwas Gleichwertiges entgegenzustellen. Und zum andern ist es die Brutalität der russischen Kampfmethoden.

Der russische Luftkrieg gegen Finnland ist kein Kampf gegen das Land, gegen einen Staat, den man auf militärische Art besiegen will, um von ihm einen Friedensvertrag zu erzwingen, der dem Sieger gewisse Rechte — und Unrechte — einräumt.

Es ist ein Ausrottungsfeldzug gegen den einzelnen Menschen.

Was weder in Abessinien, noch Spanien, noch Polen zu beobachten war, wird hier zu furchtbarer Wirklichkeit: das Einsetzen der Luftwaffe gegen das Individuum.

Die Welt wird es kaum glauben können, aber fast täglich überfallen russische Bomberstaffeln draußen auf dem Lande Automobile und bewerfen sie mit Bomben.

Die Welt wird es kaum glauben können, aber jeden Tag stürzen Jagdflugzeuge auf harmlose Radfahrer oder Bauern herab und knallen sie nieder.

In Ryttulä schoß ein Jagdgeschwader in einen Beerdigungszug, und in Helsinki ließ ein russischer Jäger ein ganzes Magazin auf ein nach dem Alarm hilflos in den Straßen herumirrendes Mädchen nieder, das zwölf Kugeln in seinen jungen Leib erhielt.

Was die Russen hier treiben, ist nach meinen eigenen Beobachtungen ein Gangsterkrieg gegen Frauen und Kinder, der in seiner Maßlosigkeit nur zu fassen ist, wenn man genug Phantasie besitzt, sich die Geschichte der russischen Revolution noch einmal in Erinnerung zu rufen. Es ist wahrhaftig modernisierte asiatische Wildheit und Brutalität.

Ich habe Siedelungen mit 2000 und 3000 Einwohnern gesehen, auf die innerhalb einer Stunde 100 bis 150 Bomben abgeworfen wurden. Wer Finnland kennt oder sich durch Bilder einen Begriff von der schwachen Bauart der niederen finnischen Holzhäuser auf

dem Lande machen kann, dem muß nicht erzählt werden, wie die Wirkung ist.

In den kleinsten Siedelungen werfen die Russen auf militärisch vollkommen unwichtige Objekte mit riesigem Kostenaufwand 300- und 500-kg-Bomben, die sehr oft keinen andern Erfolg zeitigen, als ein großes Loch, das sich die Finnen etwas verwundert ansehen, um dann aus ihm mit verminderten Kosten einen Unterstand auszubauen.

Die Russen probieren die Wirkung ihrer Brandbomben auf Holzhäuser und sie probieren sie auf Steingebäude, ohne jede Rücksicht auf die Objekte. Wenige Meter neben der chirurgischen Klinik in Helsinki habe ich zwei Brandbomben gefunden, deren Phosphor sich in einem Radius von zehn Metern im Schnee verspritzte und deren Gewicht sich aus einem aufgefundenen Flügel auf 20 kg berechnen ließ.

Rußland hat Sprengstoff im Ueberfluß. Soviel, daß es die alten Bestände losbringen muß, um den neuen, moderneren Platz zu schaffen.

Nur so läßt sich diese militärisch an den Wahnsinn grenzende Methode erklären, mit ungeheuren Mitteln die kostspieligen Sprengkörper auf vollkommen unrentable Ziele zu verschleudern.

So wird der ganze russische Luftkrieg gegen Finnland auf Kosten der armen Zivilbevölkerung geführt: unsinnig, gemein und ohne eigentlichen militärischen Zweck.

* * *

Was die russische Flugwaffe in Suomi praktiziert, ist das kaltblütigste und grausamste Experiment, das die Kriegsgeschichte bis jetzt aufweisen kann. Anstatt in die Manöver schickt die Rote russische Armeeführung ihre Flieger über die finnischen Gebiete.

Wenn Finnland untergehen sollte, wird die Welt nie die furchtbare Wahrheit des Ergebnisses dieses Experiments erfahren. Denn die finnische Heeresleitung hat aus militärischen und taktischen Gründen kein Interesse, die Bombenangriffe ihres Gegners während des Krieges in die Welt hinauszuposaunen und die Verwüstungen in ihrem vollen Umfange zu veröffentlichen.

Auf der einen Seite ist diese Taktik zu verstehen, auf der andern aber kann sie leider irreführen.

Denn sie verwischt die Tatsachen der brutalen Wirklichkeit und Wahrheit.

Es ist zu bedauern, wenn dieses durchaus logische Vorgehen im Auslande mißverstanden wird. Wenn Staaten, die prinzipiell ein Interesse zeigen, Finnland zu helfen, dadurch ein falsches Bild erhalten. Es ist zu bedauern, wenn diese Staaten deshalb annehmen, Finnland könne sich auch ohne ausländische Hilfe durchsetzen.

Auf die Dauer kann es das nie. Es ist ihm möglich, ein Jahr zu kämpfen, vielleicht noch länger, wenn es die unbedingt notwendige Unterstützung erhält. Und es ist ihm möglich, zu siegen, wenn man ihm mehr als dieses Notwendige gibt.

Allerdings würde es dann nicht siegen, weil es den Koloß Rußland schlägt.

Diese Hoffnung, dieser Glaube kann nur in der Phantasie entstehen.

Aber es würde siegen, weil für Rußland die Risiken, der Aufwand und die Kosten in keinem Verhältnis mehr zu dem möglichen Vorteil stehen würden. Weil die Sowjet-Union klein beigeben müßte und eine Kompromiß-Lösung vorziehen würde.

Die Leute hier beweisen an der Front täglich, daß sie sehr wohl in der Lage sind, ihren Gegner dort zu halten, wo das Gewehr entscheidend ist, die einzige Waffe, über die jeder Soldat der Armee verfügt.

Ueber eine Zeit, während der die Großmacht Polen dreimal hätte vernichtet werden können, hält sich das kleine, auf sich selbst angewiesene Finnland immer noch gegen eine Weltmacht. Ohne viel mehr verloren zu haben, als unwirtliches Gelände.

Die Russen haben bis jetzt noch nicht eine einzige Stadt erobert.

Dafür stehen die Finnen nördlich vom Ladoga-See an zwei Frontabschnitten auf russischem Gebiet.

Das Fiasko der Roten Armee liegt klar und eindeutig vor den Augen der Welt. Die Massenangriffe der Infanterietruppen und ihrer Spezialwaffen können die finnische Armee nicht aus den Angeln heben.

Deshalb greift Woroschilow zum Mittel des rücksichtslos durchgeführten Kampfes gegen die Zivilbevölkerung aus der Luft, zu einer Art des Mordes, dem die Finnen mit geballten Fäusten in den Taschen machtlos zusehen müssen, gegen den sie sich nicht wehren können, solange die westliche Zivilisation nicht mehr Hilfe bringt.

„Weshalb," fragen mich die Leute in Finnland immer wieder, „weshalb sieht man das in London und Paris nicht ein? Weshalb schicken uns Frankreich und England nicht je 300 oder 400 Flugzeuge? Bei dieser Ruhe im europäischen Krieg! Dann würde Rußland schauen! Und wenn die Maschinen im Kampfe gegen Deutschland gebraucht werden sollten, wären sie ja gleich wieder in ihren Heimathäfen.

Aber man sieht das nicht ein in London und Paris! — —

Man hat es auch nicht eingesehen in Abessinien, in Spanien, in der Tschechoslowakei und Polen."

— Das sind nicht meine Worte, sondern die der finnischen Bevölkerung! — —

* * *

Es soll in diesem Kapitel nicht die Frage abgeklärt werden, ob mit dem Versuch einer Demoralisierung der Zivilbevölkerung durch ständige Bedrohung aus der Luft und ihren möglichen Folgen — Aufstände, Beeinflussung der Heeresleitung usw. — eine Armee geschlagen werden könne.

Nach meinen Erfahrungen in Spanien und den neuerlichen Beobachtungen in Finnland halte ich persönlich es für ausgeschlossen. In einem Kriege, in welchem Sachwerte keine Rolle spielen, solange es sich nicht um Kriegsmaterial handelt, ist immer nur der Sieg an der Front entscheidend.

Solange der Gegner nicht militärisch geschlagen wird, ist ein Kampf nicht entschieden.

Selbst wenn Zehntausende von Frauen und Kindern in den Tod bombardiert werden. Den Vorwurf des brutalen Denkens, welchen mir diese Behauptung eintragen kann, nehme ich in Kauf. Denn wenn man alle Sentimentalitäten, die bekanntlich in einem Krieg keine Rolle spielen, wegläßt, stimmt sie doch, weil sie der Wirklichkeit am nächsten steht.

Die Russen selbst wissen das aus ihren Erfahrungen in Spanien am besten. Gerade deshalb sind ihre ohne Unterbruch auf die finnischen Siedelungen durchgeführten Bombardements in ihrer militärisch-praktischen Wertlosigkeit ein Verbrechen gegen die Zivilisation, das mit keinen Worten, keinen Vorstellungen und Protesten genug angeprangert werden kann.

Weshalb, sage ich, könne durch Bombardierungen der Zivilbevölkerung die Armee nicht geschlagen werden? Unterschätze ich da nicht die Grausamkeiten und die Schrecknisse, die sie mit sich bringen?

Ich glaube kaum.

Denn überall kann ich immer wieder dieselbe Feststellung machen, daß die Wirkung einer Bombardierung auf die Zivilbevölkerung keine Dauer hat. Es ist nichts, das bleibt . . .

Wohl rennen die Menschen beim Alarm angstvoll in die Unterstände und fühlen die bevorstehenden Schrecken schon, während die Sirene heult.

Wohl sitzen oder liegen sie verzagt in den Kellern und zucken bei jedem neuen Einschlag angstvoll zusammen. —

Wohl stehen sie nachher erschüttert vor all dem Unglück, vor den Toten, den Verwundeten und den zerstörten oder brennenden Häusern. —

Und es erfaßt sie ein unbändiger Zorn beim Anblick toter Frauen und Kinder. — —

Aber in diesem Augenblick, der die Bevölkerung einer Stadt zusammenschweißt und sie einig macht, wie keine Worte und Propaganda es tun könnten, in diesem fast feierlichen Augenblick entsteht angesichts der Toten auf den Straßen und unter den Trümmern der Heimstätten die große Einigkeit im Wollen und Handeln; entsteht der unerschütterliche, für den Fernstehenden kaum faßbare, auf Trotz, Stolz und Rache sich gründende Wille zum Durchhalten um jeden Preis:

Jetzt erst recht!

Dann gehen die Leute auseinander, sitzen zu Hause, in den Cafés, im Kino und haben bald alles vergessen. Schon aus dem glücklichen Gefühl heraus, daß nun alles vorüber sei.

Der Mensch vergißt so schnell! —

Bis wieder der Alarm ertönt und dasselbe Schauspiel von neuem beginnt, das wieder mit dem gleichen Schwur endet:

Jetzt erst recht! —

Nur mit dem einen wesentlichen Unterschied: die Wirkung auf das Innere der Menschen bleibt für den Augenblick dieselbe, aber die vorausgehende Angst und Unsicherheit verlieren sich immer mehr, je öfter

die Bombardierungen durchgeführt werden. Durch die Macht der Gewohnheit werden sie immer mehr auf ein Minimum heruntergedrückt.

Sie haben keine „Statik", diese Bombardierungen; es ist nichts, das bleibt . . . außer dem Willen zum Durchhalten.

* * *

Hilflos, wie Vögel in einem Käfig, sind die Finnen gegenüber den russischen Fliegern.

Man kann es nicht oft genug betonen und damit den Wunsch und die Bitte verknüpfen, es möge mit Hilfe derer, die es können, bald einmal anders werden.

Da steht die Bevölkerung auf den Straßen und muß machtlos zusehen, wie der Feind über die Köpfe braust! —

Da sind die Soldaten, mutig und zu jeder Tat bereit, und können auch nichts anderes machen, als in die Schutzräume laufen, weil ihnen die Mittel zur Abwehr fehlen! —

Denn ein starker Wille in Fleisch und Blut genügt allein nicht gegen Stahl und Eisen! —

Trotz der Tapferkeit und Aufopferungsbereitschaft der Finnen siegt hier immer nur der Feigling in der Luft, weil er die Technik und Ueberlegenheit auf seiner Seite hat.

Wohl werden Flugzeuge heruntergeholt, aber ihre Zahl steht trotz der relativen Höhe in keinem Verhältnis zu den angreifenden Maschinen.

— Und das russische Reservoir ist unerschöpflich!

Journalistenhotel Kämp

Irgendwo in der Welt gibt es das immer wieder, ob es nun Kämp heißt oder anders. Aber nur wer so etwas je miterlebt hat, kann davon erzählen.

Ein Hotel, voll von Journalisten aus allen Erdteilen und allen Ländern. — Auch Frauen sind darunter.

Wenn sich Privatleute dorthin verirren, fühlen sie sich nicht wohl, denn sie leben in einer fremden Welt. In der Welt der Zeitung, der Hast. In der Welt des Telephons, des Telegramms und des Radios.

Es gibt viel Lärm und Krach, viel Schreien, Laufen, Schimpfen und Fragen. Und in den Nachtstunden hört man allenthalben durch verschlossene Türen das laute Tippen der Schreibmaschinen.

Aber reklamieren nützt da nichts!

Wenn es einmal einer Behörde eingefallen ist, ihr Hauptquartier für die Auslandspresse in ein bestimmtes Hotel zu legen, wird es eben automatisch Journalistenhotel, und sofort steigen seine Preise um 50 Prozent.

Dafür aber gehört uns das Haus dann ganz allein!

Erstaunt und schief sieht man auf die Gäste nieder, die trotzdem noch ein Zimmer haben. Denn eigentlich gehören sie nicht mehr hierher.

Nur nicht auf Diplomaten und hohe Offiziere, weil die sicher etwas zu erzählen haben. Und wenn es auch nur der Anfang einer Geschichte ist — den Schluß, den machen wir uns schon selbst.

Journalismus auf Kriegsschauplätzen ist eine Nervensache. Vielleicht liegt deshalb das Durchschnittsalter dieser Leute zwischen 26 und 35 Jahren. Denn man hat immer Grund zum Nervöswerden, aber man darf es nicht.

Sonst ist der andere gewöhnlich schneller.

Trotz der Verschiedenheit der zusammengewürfelten Mentalitäten sind sich die Journalisten nicht fremd und vertragen sich im allgemeinen ausgezeichnet, weil alle an derselben Krankheit leiden:

Wenn auch die Welt zusammenfällt, es ist stets zu wenig los.

Die meisten kennen sich schon von andern Ländern und andern Städten her, denn es sind fast immer dieselben, die der Reisekoller und die Redaktion in die Ferne treiben.

Außerdem schweißt Not zusammen und macht einig und stark. Das gemeinsame Schicksal, und auch die Zensur. Selbst die Konkurrenz, wenn auch aus mehr egoistischen Gründen.

In so einem Hotel macht man Geschichte.

In so einem Hotel macht man mit Bleistift und einer Landkarte in Strategie, daß sich Generäle wundern.

Auch wenn es nicht genau stimmt.

Das ist eben eine Ente. Irren ist menschlich.

Ob es in Honolulu sei, in Shanghai, Burgos oder Helsinki.

Eine Handvoll Journalisten vertreten die bekannte „öffentliche Meinung", „den Mann aus dem Volke" der ganzen Welt. Das heißt, eine Handvoll Jour-

nalisten suggeriert ihre Meinung der dem Einzelnen unerreichbaren Oeffentlichkeit.

Das ist nicht dasselbe, trotzdem es niemand merkt! Aber manchmal merken wir es selbst kaum! —

* * *

Im Hotel gibt es eine Halle, einen großen Speisesaal und noch größere Preise.

Es gibt viele Kellner, die hin und her rasen, und noch mehr Laufburschen, die jedoch stets schon etwas zu tun haben.

Aber es gibt zu wenig Telephone.

Deshalb entstehen eigentlich die einzigen Reibereien, weil alles telephonieren will. Immer ist gerade die Linie besetzt.

Nur bei einem nicht. Der läßt sie stundenlang offen und bezahlt sie gerne, nur damit sie frei ist, wenn er etwas zu sagen hat.

Wir sind alle furchtbar freundlich miteinander, aber keiner traut dem andern. Wenn einmal offiziell nichts los ist und jemand schreibt drunten in der Halle an einer Arbeit, dann kommen alle andern und begrüßen ihn recht herzlich. Und versuchen mit einem Blick auf den Block herauszubekommen, was der nun wieder zu sagen hat, was andere nicht wissen.

Journalisten im Hotel Kämp sind gute Kameraden, aber in „geschäftlichen" Dingen fehlen ihnen alle Skrupel.

Das Pressebureau besitzt verschiedene Laufburschen, die uns die Meldungen bringen, die wir ver-

arbeiten sollen. Wenn eine kommt, nimmt sie wenn möglich unbemerkt einer am Eingang ab und liest sie schnell durch. Nachher legt er zwei Dutzend Zeitungen darüber, damit sie die andern erst eine Stunde später finden.

Er hat dann einen gewaltigen Vorsprung und bekommt von seiner Zeitung oder Agentur ein Telegramm, in dem geschrieben steht, er sei furchtbar tüchtig.

Rund um den langen ovalen Tisch im Konferenzsaal stehen vielleicht 20 oder 30 Schreibmaschinen, und wenn es eilt, wird zum Verrücktwerden auf allen zu gleicher Zeit geklappert.

Dabei muß man den Kopf beisammen halten und wenn möglich mehr und besser schreiben als die andern.

Und ob das eine Nervensache ist!? ——

* * *

Die schlimmsten Zeiten sind die sogenannten „ruhigen Tage".

Es ist aber zum großen Teil die Schuld der Redaktionen und auch der Leser, wenn die Journalisten bei solchen Gelegenheiten ruhig auf ihren Zimmern sitzen und die Welt am nächsten Tage durch Meldungen in Erstaunen setzen, die sich mit dem friedlich klingenden offiziellen Heeresbericht nicht in Einklang bringen lassen.

Die Phantasie treibt die wunderlichsten Blüten, und in irgendeiner Zeitung steht ein Tatsachenbericht

des Sonderkorrespondenten am nördlichen Eismeer. Und er berichtet — wie ich es tatsächlich in einer Zeitung gelesen habe —, daß ein tapferer Finne bei Petsamo, mit dem Maschinengewehr auf einem Baum sitzend, eine russische Kompagnie niedermähte. Nicht ein einziger blieb am Leben. Nur Blut und Leichen.

Und alle Leute glauben es — warum auch nicht? — Weil die wenigsten wissen, daß es in ganz Nordfinnland nicht einen einzigen Baum gibt und man deshalb auch nicht mit einem Maschinengewehr bewaffnet auf ihm sitzen kann, um eine russische Kompagnie abzuknallen.

Wer in der Welt kennt aus den Berichten über Finnland nicht die Figur des immer ausgezeichnet unterrichteten Kolonel X, mit der ein 22jähriger junger Journalist für eine englische Agentur die Leser begeistert?

In einem Zimmer im zweiten Stock steht zwischen leeren und halbvollen Whiskyflaschen, zwischen Aschenbechern und Schachteln mit Zigaretten die Schreibmaschine, auf der Kolonel X geboren wurde und weiterlebt, bis er wohl am Ende des finnischen Krieges einen heroischen Tod findet und seine letzten großen Worte zu dem Journalisten spricht, ehe er eingeht in den Wigwam seiner Väter.

„Wissen Sie, mit dieser Figur werden die Arbeiten viel lebendiger," sagt der Kollege zu mir verschmitzt und spitzt an seinem Bleistift.

Und er hat recht.

Journalismus ist eben auch eine Gewissensfrage! —

Sprengstoffmaterial und Motoren der Roten Armee

Schon der erste Tag im finnisch-russischen Krieg gestaltete sich für Moskau zu einem Fiasko.

In den ersten zwei Wochen kam die Rote Armee überhaupt nicht vom Fleck. Sie rannte sich an der finnischen Verteidigung fest und blieb im Schnee stecken. Dazu kam noch eine Kälte, die von niemandem vorauszusehen war, und trug als unerwarteter, aber einziger Bundesgenosse Finnlands dazu bei, die negativen Faktoren für die Russen noch zu verschärfen.

Heute fragen sich viele Menschen kopfschüttelnd, wie es für die Finnen möglich gewesen sei, den überstarken Gegner aufzuhalten, trotzdem er ein in der modernen Kriegsgeschichte entscheidendes Moment für sich hatte: das Moment der Ueberraschung.

Heute fragen sich auch viele Menschen kopfschüttelnd, von welchen unklugen Geistern Molotow betört worden sei, weil er sich entschloß, den Krieg ziemlich genau zwei Wochen vor dem hereinbrechenden Winter zu beginnen, obwohl er über die Schwierigkeiten unterrichtet sein mußte, die dadurch für die Kampfhandlungen zu erwarten waren.

Mein Aufenthalt in Finnland hat mir über diese Fragen einige Klarheit geschaffen, die zugleich viele andere Eigentümlichkeiten beleuchtet, mit denen uns die russische Armee und Führung überraschte.

Vor allem ist festzustellen, daß Rußland beim ersten Angriff auf finnisches Gebiet gar nicht die Absicht verfolgte, daraus einen Krieg entstehen zu lassen.

Was Rußland ursprünglich wollte, war lediglich die Besetzung einiger strategischer Schlüsselpunkte, um dadurch auf die weiteren Verhandlungen mit Finnland zwecks der Abtretung gewisser Stützpunkte an die Sowjet-Union ein militärisches Druckmittel in der Hand zu haben.

Sei es nun, daß Finnland bis in gewisse Einzelheiten hinein gewarnt war, oder daß die russischen Streitkräfte in Unterschätzung der gegnerischen Widerstandskraft zu schwach waren — auf alle Fälle mißglückte das Unternehmen, das dann aus Prestigegründen nicht mehr abgestoppt wurde.

Erst aus dieser Tatsache entstand dann ein Krieg.

* * *

Durch die falsche Rechnung mit der überraschenden Besetzung von Stützpunkten ließ sich Rußland verleiten, mehr oder weniger unvorbereitet in den eigentlichen Krieg zu ziehen.

Die an der karelischen Landenge, am Ladoga-See und an der Nordgrenze stehenden russischen Grenztruppen hatten natürlich eine gewisse Stärke, aber ihr Umfang entsprach bei weitem nicht den Anforderungen einer einzuleitenden militärischen Offensivaktion.

Wie sich sehr bald herausstellte, war auch das Truppenmaterial entsprechend. Lauter schlecht ausgebildete, unregelmäßig bewaffnete und teilweise auch

schlecht gekleidete Soldaten. Nicht anders verhält es sich bei den Fliegern.

— In dem Kapitel über meinen Besuch in einem russischen Gefangenenlager habe ich versucht, den Lesern einen Einblick in die innern und äußern Werte dieser Leute zu vermitteln. —

Wohl deshalb, weil die Russen einen Gegenschlag der Finnen befürchteten, hat sich der russische Generalstab entschlossen, den Krieg mit diesen durch nachgezogene Reserven verstärkten Leuten weiterzuführen und mit ihnen großangelegte Offensiven auszulösen.

In den ersten Kriegswochen hat es sich denn auch gezeigt, daß diese russischen Truppen mitsamt ihrer Führung den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht gewachsen waren. Sie fielen prompt und sicher immer wieder auf die finnische Taktik herein, auf die ich noch zu sprechen komme, und holten sich eine Niederlage nach der andern.

Gegen Ende Dezember 1939 ließen gewisse Anzeichen auf eine Wandlung innerhalb der russischen Armee schließen. Die in der karelischen Landenge eingebrachten Gefangenen waren mit den vorherigen nicht mehr zu vergleichen. Große, schwarzäugige und körperlich starke Typen mit guter, einheitlicher Bewaffnung.

Finnische Aufklärungsflugzeuge brachten interessante Beobachtungen mit nach Hause, und selbst mit dem Feldstecher ließ sich von erhöhten Punkten der karelischen Landenge das gleiche feststellen: Rußland hatte neue, bessere Truppen an die Front geworfen.

Was vorher nie zu bemerken war, wurde von diesen Leuten ausgeführt. Systematisch sind Drahtverhaue angelegt worden, systematisch wurden die gesamten russischen Ausgangspositionen verstärkt und dahinter vorsichtshalber gestaffelte Verteidigungslinien ausgehoben.

Auch das Kommando wurde ausgewechselt.

Nicht nur bei den Landstreitkräften, sondern auch bei den Fliegern.

Wir bekamen das bald genug zu spüren, denn ehe noch die große Offensive an der karelischen Landenge gegen die mittleren um Summa gelegenen Positionen der Mannerheimlinie ausgelöst wurde, fielen die Bomben in Helsinki und Wiborg mit einer andern Melodie auf uns herunter.

Rußland hat die schlecht ausgebildeten Flieger durch besser geschulte Jahrgänge ersetzt und Piloten in die Maschinen gebracht, die teilweise schon in Spanien tätig gewesen sein sollen.

* * *

Am 12. Januar dieses Jahres, vormittags gegen halb zwölf Uhr, befinde ich mich zufälligerweise in Helsinki, in der Nähe des Hafens, als Fliegeralarm gegeben wird und am Horizont gleich darauf in zirka 4000 Meter Höhe elf Martinbomber sichtbar werden.

Ich sehe schon im ersten Augenblick einen Unterschied in der Formation und Gleichmäßigkeit des Anfluges gegenüber meinen früheren Beobachtungen und bin deshalb, ohne bereits den wahren Grund zu wissen, etwas überrascht.

Das Bombardement, das kurz darauf erfolgt, erlebe ich von einem Kirchturm, dessen oberste Plattform ich gerade betrete, als sich zuerst die eine, dann die zweite und schließlich die dritte der am Schwanze fliegenden Maschinen nacheinander in ziemlich gleichmäßigen Abständen von der übrigen Formation loslösen und mit dem größtmöglichen Winkel und laufendem Motor mit unheimlicher Geschwindigkeit auf ihr Ziel niederstürzen.

Währenddessen behalten die andern acht Maschinen ihre Höhe und werfen ebenfalls Bomben.

Diese überraschende Taktik ist von den Russen vorher nie gezeigt worden. Sie erinnert mich stark an diejenige, die ich in Spanien wiederholt bei den deutschen Piloten sehen konnte, und das dürfte auch der nähere Grund für die plötzlich in der Welt kursierenden, aber vollkommen jeder Grundlage entbehrenden Gerüchte sein, nach denen sich die russische Flugwaffe deutscher Piloten bedienen soll.

Aus der Wirkung dieses Bombardements, d. h. auf Grund der Treffer, läßt sich denn auch zum erstenmal eine beachtliche Verbesserung in der Zielsicherheit der russischen Piloten feststellen, die früher nichts anderes taten, als blindlings Bomben auszulösen, nur um in Baltischport dem Kommandanten melden zu können: „Auftrag ausgeführt."

* * *

Eines hat sich allerdings nicht geändert, und es erscheint mir wichtig genug, darüber einige Worte zu

verlieren: das von den Russen verwendete Sprengstoffmaterial.

In fast einem Dutzend Bombardemente, die ich an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Städten und Ortschaften miterlebte, habe ich nie die Mühe gescheut, nachher stundenlang herumzulaufen und die Art der Schäden zu studieren.

Die von den Russen verwendeten Bomben haben verschiedene Fehler, von denen der größte anscheinend in der mangelhaften Durchkonstruierung des Zünders zu suchen ist. Nach meinen eigenen Zählungen und Vergleichen mit den offiziellen Ziffern über Einschläge und abgeworfene Bomben liegt die Zahl der Blindgänger zwischen 40 und 60 Prozent.

Das ist zum Teil auch eine Erklärung dafür, daß die finnischen Dörfer und Städte nicht schon längst einen einzigen Trümmerhaufen bilden.

Nach einem Bombardement liegen die nicht explodierten russischen Sprengkörper nur so auf der Straße herum oder sie haben Dächer durchschlagen und sind in einem der oberen Stockwerke der Häuser hängen geblieben.

Das Material der Bomben scheint nicht einwandfrei zu sein. Im Gegensatz dazu steht die starke Brisanzwirkung des Sprengstoffes. Diese komische Mischung von „Gut und Böse" ergibt bei der Explosion Effekte, die im allgemeinen vollkommen von denjenigen abweichen, welche bisher in anderen Ländern und bei anderen Gelegenheiten registriert werden konnten.

Der Mantel der Fliegerbombe läßt sich nur schwer splittern und zerreißen. Die Splitter gehen deshalb

nicht, wie es sein sollte, in die Vielzahl, ähnlich den französischen und deutschen Bomben, sondern vor allem in die Größe. Die Bombe zerspringt in einige große und schwere Stücke, die durch ihr hohes Gewicht keine weite Streuung besitzen, oder sie zerfällt — wie ich das auch beobachtet habe — einfach in Stücke, die sich in einem Umkreis von 10 bis 20 Meter finden lassen und die man wieder zur Granate zusammensetzen kann.

Die normale Sprengung der russischen Bombe geht beim einwandfreien Funktionieren nicht in die Weite, sondern fast ausschließlich in die Höhe. Das ist auch einem andern Schweizer Journalisten wiederholt aufgefallen, mit dem zusammen ich diese Beobachtungen machen konnte.

Die Splitterwirkung der russischen Bombe gleicht bei Kalibern bis zu 100 kg einem auf den Kopf gestellten Dreieck, wobei die Basis etwa ein Fünftel kürzer ist als die beiden Schenkel.

Bei einer Bombe z. B., die in einer etwa fünf Meter breiten Straße zirka zwei Meter neben der einen Hausfassade niederfiel und explodierte, fanden wir die Splitter an der Wand der zunächstliegenden Fassade erst von einer Höhe von rund drei Metern an, auf der andern in 3,50 Meter. Von da an ging die Splitterwirkung ansteigend außerordentlich dicht nach oben und unter das Dach in die Breite von ungefähr 10 Metern.

Ein anderes Haus, das zirka 13 Meter entfernt in die Straße hinausgeht, hatte überhaupt nichts mehr abbekommen.

Diese zweifellos fragliche Wirkung der russischen Fliegerbombe, die sich nur in die Höhe auswirkt, aber nicht in die Breite, steht eigentümlicherweise in starkem Kontrast zu derjenigen der gefährlichen russischen Artilleriegranate. Das Geschoß der 14,92-cm-Kanone z. B. hatte ich schon in Spanien kennengelernt. Es ist nach übereinstimmendem Urteil von Fachleuten das gefährlichste Geschoß, das von der gesamten Artillerie der verschiedensten Länder Verwendung findet. Seine Splitterwirkung geht so ausgesprochen in die Breite, daß bei einem vier bis fünf Meter vom Einschlagspunkt entfernt liegenden Objekt die ersten Splitter schon 15 bis 20 cm über dem Erdboden festzustellen sind.

Vielleicht ist die Erklärung dafür in der Tradition zu suchen, mit der sich die russische Artillerie — die des Zarismus — während den früheren Kriegen in der Welt einen Namen geschaffen hat. In einer Tradition, die den modernen russischen technischen Mitteln vollkommen fehlt, was sich noch verschärft durch den Mangel an guten und erfinderischen Fachleuten.

* * *

An der russischen Dampfwalze hat sich seit 1914 wesentliches geändert. Sie wurde technisiert, motorisiert, vervollständigt, und wo es im Kampfe gegen Finnland das Gelände erlaubt — oder auch nicht erlaubt — eingesetzt.

Die neue russische Dampfwalze ist „über"-technisiert. Nicht im Sinne von zuviel Motoren, sondern rein

technisch. Die Ingenieure Stalins haben sich zuviel zugetraut und z. B. Tanks gebaut und an den in Lizenz erstellten Flugzeugen eigenhändige Verbesserungen angebracht, die sich den Anforderungen nicht gewachsen zeigen.

Der Roten Armee fehlt die Entwicklungsstufe der sich langsam fortbildenden Technik, die auf dem Gebiete der modernen Waffen in Frankreich und Deutschland Wunderwerke schafft.

Es fehlt den Ingenieuren an Können und Erfahrung, und weil sie vielleicht gerade deshalb versuchten, alles in einem überspitzt großen Rahmen herzustellen, wurden daraus Versager.

Die moderne technische russische Dampfwalze leidet chronisch an Pannen.

Eigene Beobachtungen an der Front ergeben zusammen mit Informationen aus Gesprächen mit Fachleuten und Offizieren folgendes:

Der am meisten gebrauchte russische Tank mit seinen 32 Tonnen ist zu schwer und deshalb zu unbeweglich. Die Konstrukteure haben zwar versucht, durch vermehrte automatische Waffen auszugleichen, was durch die schwerfällige Drehbarkeit des Panzerturms an Nachteilen entsteht. Der Tank hat z. B. neben einer Kanone und einem Flugzeugabwehr-Maschinengewehr noch sieben Maschinengewehre, obwohl er nur sechs Mann Besatzung aufweist.

Die Ingenieure haben auch geschickt das Problem der Raupenbänder zu lösen verstanden, die sehr stabil sind und die sich von allen bekannten Typen am wenigsten „verlieren".

Aber es hapert vollkommen in der Durchkonstruierung des Motors. Bei der in Finnland herrschenden Kälte kommt es häufig vor, daß die Motoren nicht mehr anspringen, wenn sie einmal abgestoppt sind oder aus unbekannten Gründen einfach „absterben". Wahrscheinlich ist es zum großen Teil ein Problem der richtigen Oelmischung.

Die Nachteile, die bei diesem Typ in dieser Hinsicht festzustellen sind, erreichen geradezu ein katastrophales Ausmaß bei den russischen Supertanks von nicht weniger als 72 Tonnen. Diese Kolosse, die bei den Kämpfen an der Mannerheimlinie zum ersten Male eingesetzt worden sind, haben zwei Kanonen an Bord. Schon der gesamte, nur für die Bewegung der einzelnen Waffen notwendige technische Apparat ist bei ihnen so kompliziert, daß allein zu seiner Bedienung zwei Ingenieure reichlich zu tun hätten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die Pannen gerade bei ihnen ein Ausmaß erreichen, das ihre Verwendungsfähigkeit für die Zukunft in Frage stellt.

Aehnlich verhält es sich bei den Flugzeugen. An was es fehlt, weiß eigentlich niemand genau. Fest scheint nur zu stehen, daß hier die Schuld für das Versagen zum großen Teil in der mangelnden Ausbildung der Piloten zu suchen ist. Aber auch bei den Flugmaschinen, die bisher im Kriege gegen Finnland keine rühmliche Rolle spielten, darf der Grund für die vielen Unglücksfälle teilweise auf die große Kälte zurückgeführt werden.

Fest steht auf jeden Fall eines, und die Finnen werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich das hier ver-

öffentliche, denn für eine Verteidigung bleibt das Ergebnis dasselbe:

Eine ansehnliche Anzahl der als abgeschossen gemeldeten russischen Flugzeuge kommt auf das Konto von Notlandungen und Abstürzen — aus technischen Gründen.

Energiequellen des finnischen Volkes

Wo liegt die geheime Macht, die von diesem kleinen Volke ausströmt und ihm die Kraft verleiht, sich gegen ein Weltreich zu verteidigen? —

Suomi dachte nicht an Krieg, Suomi lebte nur für seine Arbeit und hielt sich strikte an den Weg, der es über Fleiß zu Wohlstand bringen sollte.

Niemand beschäftigte seine Gedanken mit einem Krieg. Die Außenpolitik des Landes war seit der Unabhängigkeit des Staates unkompliziert und offenherzig. Mit dem großen Nachbarn Rußland bestanden herzliche Beziehungen, die sich mit den Jahren um so mehr vertieften, als weder in wirtschaftlicher noch in politischer Hinsicht Fragen abzuklären waren.

Finnland konzentrierte seine gesamten Kräfte auf den Aufbau des Landes, und man darf es ihm verzeihen, wenn die Armee darunter leiden mußte. Die Armee, die als Verkörperung der Autorität des Staates immer mehr nur eine repräsentative Figur geworden war, obgleich für sie noch mehr getan wurde als in den Nachbarländern Schweden und Norwegen.

Erst beim Abschluß der Verhandlungen zwischen der Sowjet-Union und einigen Balten-Staaten ließ sich auch in Finnland die Tragik der zu erwartenden Fortsetzung erahnen.

Es war auf diesen Kampf nicht vorbereitet.

Unter dem Grauen der furchtbaren Wahrheit erst sah es die Gefahr für den Bestand des Vaterlandes.

Und mit dem in Jahrhunderten gestählten Willen von Menschen, die nie etwas anderes kannten als den Kampf um den eigenen Grund und Boden, zeigte sich das Volk bereit, wiederum seinen Mann zu stellen.

Zu siegen oder ehrenvoll unterzugehen. Die einzige Form der Niederlage auf sich zu nehmen, die allein imstande ist, durch ihre Größe den späteren Generationen den Grundstock zu legen für einen neuen Kampf und eine neue Auferstehung.

* * *

Kreuz und quer führten mich Reisen durch den Süden Finnlands. Ich wohnte in Hotels, deren einziger Gast ich manchmal war, übernachtete in den kleinen, sauberen Gaststätten draußen in den Dörfern oder in den Holzhäusern von armen Bauern, die, wie fast überall in der Welt, in ihrem Leben nichts anderes kennen lernten als den harten Kampf um das tägliche Brot.

Ich sprach mit hohen Offizieren und reichen Privatindustriellen, unterhielt mich mit bürgerlichen Familien, die mich zum Essen luden, und plauderte mit den Knechten draußen auf dem Lande und dem Portier von meinem Hotel.

Aus allen diesen Gesprächen in den verschiedenen Bevölkerungsschichten hörte und fühlte ich das heraus, was heute jedem Menschen auffällt, der mit offenen Augen durch Finnland reist: Eine Volksverbundenheit, so innig und fest, wie sie nur Notzeiten gleich der heutigen in diesem Ausmaße klar in die Oeffentlichkeit treten lassen.

Nichts Gekünsteltes ist daran, nichts Ueberhebliches und Propagiertes. Es ist einfach da, natürlich und rein und erfaßt alle Finnen über den Glauben an die Not des Vaterlandes zu einer einzigen großen Familie.

Für den Fremden, der nie viel von Finnland wußte, enthält diese Beobachtung ein Moment der Ueberraschung. Denn Suomi, das doch erst vor 22 Jahren seine Selbständigkeit erkämpfte, kann nicht im eigentlichen Sinne auf eine national-staatliche Tradition zurückblicken, die doch sonst nach der allgemeinen Auffassung allein imstande sein soll, durch das Zeitgeschehen und -vergehen eine solche zu schaffen.

In diesem Zusammenhange ist auch der ungeheure, überall spontan gezeigte Wille zur Verteidigung bis zum letzten Mann nicht ohne weiteres auf das zurückzuführen, was wir Nationalstolz nennen. Finnland, so wie es sich heute verteidigt, ist noch zu jung, um auf eine eigene Geschichte der Unabhängigkeit zurückzublicken, die es dem Einzelnen als Pflicht erscheinen lassen muß, diese Selbständigkeit mit seinem Blut hoch zu halten.

Nein, in Finnland liegt die Kraftquelle all dieser Energien anderswo, und wenn sich heute ohne Unterschied des Ranges und der Gesellschaftsklasse jeder bereit erklärt, um die Existenz des Vaterlandes zu kämpfen, dann müssen wir den tieferen Grund in einer anderen Wurzel suchen.

Wir finden ihn in dem tief ausgeprägten Familiensinn, der von dort aus im Staate Eingang fand und ihn erfaßte. Die gesunde Familie als Zelle des Staates ist vielleicht nur mehr in wenigen anderen Ländern so

offensichtlich wie in Finnland, dessen geringe Bevölkerungszahl, auf einen Raum von den Ausmaßen Frankreichs verteilt, jeden Einzelnen näher zum Nächsten führt und ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis schafft, in dessen Rahmen es jedem täglich neu vor Augen steht, daß er allein nichts ist und bedeutet, ohne die Hilfe des Mitmenschen.

In diesem bevölkerungsarmen Land steht die Familie noch fest auf eigenen Füßen. Ihre Stellung ist heilig und unantastbar, und den einzelnen Mitgliedern fällt es deshalb nicht schwer, an die Gemeinsamkeit der Interessen zu glauben, für sie zu kämpfen und zu arbeiten. Für diese Interessen der Familie, die ins Große übersetzt im Staate eine Parallele finden.

Das Gefühl der Abhängigkeit und Verbundenheit untereinander spiegelt sich vom Kleinsten bis zum Größten im Wesen, Aufbau und im Ziel der finnischen staatlichen Ordnung wieder.

Und ohne daß sich die Finnen vielleicht darüber immer im klaren sind, ist deshalb die Familie allein die große Kraftquelle, aus der in diesen schweren Tagen der Nationalstolz entsprossen ist.

Ein Stolz auf die Heimat, auf die Scholle und ihre Menschen, wie er edler nicht gedacht werden kann, weil er unabhängig von Propaganda und parteipolitischen Interessen impulsiv aus dem Herzen lodert.

Wenn heute in Finnland die Frauenorganisation der in einem andern Kapitel erwähnten „Lotta Swärds" eine enorme Arbeit leistet, so ist auch ihr Dasein nur auf die enge Verbundenheit der einzelnen Familien und Sippen zurückzuführen. Die finnische Frau steht

ihrem Mann auch in Friedenszeiten näher als in andern Ländern. Ihre nie in Frage gestellte Gleichberechtigung bis in die Einzelheiten und die Achtung des Mannes vor seiner Lebensgefährtin als einer in jeder Hinsicht vollwertigen Kameradin verwischt fast ganz die Grenzen der beiderseitigen Eigenleben.

Die Finnen sind ein kerngesundes Volk. Das impulsive, klare und unkomplizierte Denken dieser Frauen und Männer, ihre frischen und hochstehenden Moralbegriffe kennt die ganze Welt.

Und wenn heute der gesamte Erdball voll Sympathie und Mitleid auf dieses kleine Volk niederschaut, dann ist es nicht nur, weil es von den Russen angegriffen wurde — auch andere Kleinstaaten teilten dieses Schicksal, ohne daß sich ein Finger rührte —, sondern es ist bei den Völkern, abgesehen von den politischen Ueberlegungen der Diplomaten, das Bewußtsein, daß es dort oben in einem harten Kampfe um die Erhaltung menschlicher Eigenschaften geht, die bei den Finnen, wie kaum in einem andern Volke, noch so unverbraucht verkörpert sind: um das Recht der Familie, der Kameradschaft, des freien Willens und der Moral. — Um die hervorstechenden und grundlegenden Eigenschaften unserer abendländischen Kultur.

Die starken und schwachen Seiten der finnischen Armee

Ein kleines Volk kämpft gegen Asien!

Und wenn auch die in der Presse fast immer wieder zu lesenden Angaben über ein Kräfteverhältnis von 50 zu 1 reichlich übertrieben sind, so läßt sich doch nicht übersehen, daß Rußland den Finnen rein materialmäßig um das Hundertfache überlegen ist.

Wenn man sich diese Tatsache vor Augen hält, steigt einem unwillkürlich die Frage auf, wo unter diesen Umständen die Gründe für das enorme Fiasko der russischen Armee gegenüber dem kleinen Heer von 300,000 Finnen zu suchen sind.

Die Beantwortung dieser Frage ist nur möglich, wenn man Suomi kennt oder sich durch Studium ein Bild darüber gemacht hat.

Wenn man seinen Winter kennt, mit den unendlich weiten, zugefrorenen Seen und den vielen verschneiten Wäldern, in denen man nichts sieht, als hin und wieder einen der hölzernen Schlitten, die von mit Glöckchen behangenen Pferdchen klingelnd von Hof zu Hof gezogen werden.

Finnland ist so locker bevölkert, daß man stundenlang im Wagen sitzen kann, ohne mehr als nur ein halbes Dutzend Autos und einige der weit auseinandergebauten Siedelungen zu sehen, deren Häuser irgendwo in einer Lichtung zwischen den Wäldern stehen.

Das Straßennetz in Finnland ist gut, aber nicht ausreichend, um auf ihm mit Leichtigkeit Krieg zu führen. Es ist nicht umfassend, es ist nicht dicht, sondern beschränkt sich mit Ausnahmen einiger Ueberlandstraßen auf die lokalen Bedürfnisse zwischen den Ortschaften.

In diesem Krieg ergeben sich daraus für die Russen Hindernisse, die sich um so mehr vergrößern, als die vielen improvisierten Straßen und Wege nur den Einheimischen bekannt sind, während sie der Gegner auf keiner Karte finden kann.

Diese Schwierigkeiten werden durch die ungemein ausgeprägte Ortskenntnis der Finnen noch erhöht, je weiter sich der Angreifer gezwungen sieht, in das unbekannte Gebiet einzudringen.

Wenn man diese wichtigen „Kleinigkeiten" in Berechnung stellt, fällt es leichter, sich den äußeren Rahmen dieses Kampfes vorzustellen. Man ist plötzlich mitten drin in den Voraussetzungen, die zur Beurteilung der Gesamtlage dieses Krieges notwendig sind. Man studiert das Gelände und lernt die Witterungsverhältnisse kennen.

Ihre Grundverschiedenheit gegenüber andern Ländern, die in der modernen Kriegsgeschichte eine Rolle spielen, ist so groß, daß fast alle Vergleichsmöglichkeiten fehlen.

Ungleichheit in der Bewaffnung, Ungleichheit an Menschenmaterial — sowohl quantitativ wie auch qualitativ — und vor allem das Fehlen von Informationen über die russische Armee, die sich 20 Jahre hindurch mit einem Schleier von Geheimnissen umwob, der nie-

mandem Einblick gewähren ließ, war bisher die große Unbekannte in der Beurteilung der Erfolgsaussichten.

Die finnischen Streitkräfte sind die ersten, die der Legendenbildung um die Armee Stalins ein Ende setzen. Der französische Soldat kennt den deutschen und dieser den Franzosen. Aber niemand lernte bisher den neuen Typ des russischen bolschewistischen Soldaten kennen, niemand seine Durchschlagskraft und Ausbildung.

Finnland hat die beinahe schon gefährliche Legendenbildung um die Rote Armee zerschlagen.

Finnland ist deshalb bis zu einem gewissen Grade ein vorgeschobenes Versuchskaninchen. Aus seinem Glück und Unglück werden die Generalstäbe in Europa und in Asien für die Zukunft Schlüsse ableiten können und Pläne entwerfen.

* * *

Ungefähr 1600 Kilometer Landesgrenze hat Finnland im Süden und Osten gegen Rußland.

Unwirtliches Gelände meistens, teilweise noch schlecht kartographiert, nur flüchtig durchforscht und kaum bewohnt. Nomaden leben oben in Lappland und ziehen mit ihren Renntierherden durch die Landschaften, die sie selbst kaum kennen.

Die Natur gleicht Sibirien, dem Land des Hungertodes und Erfrierens.

Es ist nicht leicht, dort oben Krieg zu führen, und selbst eine Großmacht, wie die der Bolschewiken, sieht sich nicht ohne weiteres in der Lage, ihre vorhandene Uebermacht voll und ganz auszunützen.

Ständig niederfallender Schnee, furchtbare Kälte und eisige Winde im Winter und die unendliche Zahl von Seen mit ihrem versumpften und gefährlichen Vorgelände im Sommer, zwingen die Russen auch bei den günstigsten Witterungsbedingungen, ihren Einsatz an Machtmitteln den Kampfgebieten und dem Klima anzupassen.

Es zeigt sich hier deutlich, daß der Mensch trotz seiner gewaltigen technischen Fortschritte doch noch ein hilfloses Kind bleibt, wenn sich ihm die Natur mit ihren Gewalten entgegenstellt.

Weder Finnland noch Rußland besitzen ein gut ausgebautes Eisenbahn- und Straßennetz. Die schwache Besiedlung der Länder, die gerade in den Grenzgebieten, mit Ausnahme der karelischen Landenge, ihr Minimum erreicht, macht dies auch gar nicht zu einer unbedingten Notwendigkeit.

Aus einem gewissen Pessimismus heraus und einem auf beiden Seiten stark ausgeprägten Gefühl des Isoliertseinwollens, hat man es gegenseitig vielleicht sogar bewußt vermieden, sich an den Grenzen zu nahe zu kommen.

Es gibt deshalb nur sehr wenig direkte Verbindungen zwischen beiden Staaten, nur einige Straßen, die außerdem vom Ladoga-See aus nach Norden ziemlich schlecht sind. Ihre Bedeutung wird im Winter durch Schneefall noch herabgemindert, und es dürfte beiden Teilen sehr viel Arbeit kosten, sie künstlich immer offen zu halten.

Selbstverständlich ergibt sich daraus einer der großen Vorteile für die finnische Armee. Ihr Armee-

stab hat kein Interesse daran, diese Verbindungsstraßen in einwandfreiem Zustand zu erhalten, weil sie dem Gegner nur das Vordringen erleichtern könnten.

Finnlands großer Verbündeter ist die Natur. Und die finnischen Siege sind zu fünfzig Prozent ihre Siege.

Es ist den Russen im Winter ein Ding der Unmöglichkeit, größere Aktionen zwischen diesen Zufahrtsstraßen auszulösen, weil sie Hunderte von Kilometern auseinanderliegen. Und wenn sie es trotzdem versuchen — und sie haben es versucht —, gehen die Divisionen an dem Schicksal zugrunde, das Napoleon vor Moskau das Szepter brach.

Keine der russischen Armeen darf es wagen, ihre Front im Winter mehr als nur einige Kilometer weit links und rechts über die Straße hinauszutragen, weil sonst todsicher der gesamte militärische Apparat im Schnee stecken bleibt.

Wenn nicht alles täuscht, dürfte es für die Russen in dieser Beziehung im Sommer etwas besser werden. Aber auch dann muß es sich erst erweisen, ob die durch die Seen und das versumpfte Gelände automatisch geschaffenen Zwangswege, die sich nicht mit Massen bezwingen lassen, nicht neue, schwer überwindbare Hindernisse heraufbeschwören, unter denen vor allem der russische motorisierte Apparat zu leiden haben wird.

Aus allen diesen Andeutungen läßt sich erkennen, wie wenig freie Hand die Rote Armee bei ihrem

„Eroberungsfeldzug" gegen Suomi besitzt. Sie muß sich an die wenigen Straßen halten. Erst wer diese Tatsache in ihrem vollen Umfange erkennt und dazu noch die von den Russen bevorzugte Taktik berücksichtigt, wird es verstehen können, wenn es den Finnen deshalb, trotz ihrer schwachen Armee, möglich ist, diese „Türen" prinzipiell zu verteidigen.

Die Fronten dieses Krieges sind keine Fronten im landläufigen Sinn. Mit Ausnahme der karelischen Landenge, die durch ihre geographische Lage als einzige mit mitteleuropäischen Verhältnissen verglichen werden kann, ist dieser Krieg ein ständiger Bewegungskrieg.

Es ist deshalb vor allem ein Krieg der geschickten Taktik und List. Weil sich die russische Armee an die Straßen halten muß, wird alles, was damit zusammenhängt, weitgehend von ihnen abhängig.

Denn gerade wegen der oben angeführten, durch die Natur und besonderen Umstände wichtigen Faktoren ist dieser Krieg in Finnland auch ein Krieg des Nachschubes.

Ob er mehr oder weniger gut funktioniert, ist entscheidend für Siege und Niederlagen.

Beide kriegführenden Parteien haben unter diesem Problem — von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet — zu leiden. Von einer hohen Warte aus gesehen sind die zu überwältigenden Schwierigkeiten jedoch für die Russen wesentlich größer. Mehr als notwendig verschärfen sie sich noch durch die Taktik

ihrer Armeen, auf die ich noch kurz zu sprechen komme. Bis zum 25. Januar hat sich daran mit einer einzigen Ausnahme bei den Rückzugsgefechten in der Gegend von Salla nichts Wesentliches geändert.

Die wenigen bekannten Zufahrtsstraßen der russischen Armeen könnten von den Skipatrouillen der Finnen kontrolliert werden und damit praktisch der gesamte Nachschub von Lebensmitteln, Waffen und Munition. Leider ist dies jedoch keine Arbeit für Infanterietruppen, sondern eine solche für Flieger.

Wenn die Finnen ausreichend damit versehen wären, ergäben sich für den russischen Nachschub Komplikationen von unbekannter Größe, denn es gibt bei den wenigen vorhandenen Straßen *keine Geheimhaltung* der Transporte. Diese Komplikationen steigern sich mit jedem Kilometer, den sich das russische Gros jeweils von seiner Basis entfernt, proportionell zugunsten der Finnen.

Die einzelnen Eisenbahnverbindungen, über welche der Nachschub an die russischen Ausgangsbasen herangebracht werden kann, wo ja die eigentlichen Schwierigkeiten erst beginnen, ist die Bahn Leningrad-Murmansk.

Diese Bahn ist der *Lebensnerv der russischen Armeen in Suomi*. Wenn es den Finnen möglich wäre, sie auf ihrer mehr als tausend Kilometer langen Strecke auf 50 Kilometer zu zerstören, könnte das das Ende und den Tod der gesamten russischen Lappland- und Nordarmeen bedeuten.

Diese Verbindung zu blockieren, wäre bei der Länge der Strecke, die teilweise durch unbewohnte Gebiete führt, militärisch ohne weiteres ausführbar.

Der Ausgang des finnisch-russischen Krieges hängt an dieser Bahn.

In Finnland weiß man das, aber es läßt sich nichts unternehmen, weil die notwendigen Bomber fehlen!

Man weiß das im übrigen auch in London und Paris! —

Nicht in dem Ausmaße wie für die Russen ergeben sich dieselben Hindernisse auch für die finnische Armee. Sie hat aber den großen Vorteil, im eigenen Lande zu kämpfen. Vom rein technischen Standpunkt aus betrachtet, verringern sich sogar mit jedem Kilometer, den sich die Armee zurückzieht, diese Schwierigkeiten, während sie im selben Augenblick den nachrückenden Russen immer mehr Kopfzerbrechen verursachen.

Am meisten haben die Finnen zu leiden durch den wegen der großen Strecken bedingten Einsatz von Transporttruppen. Für eine Großmacht — wie Rußland — ist das an und für sich kein Problem, weil genügend Menschen und Maschinen vorhanden sind.

In Finnland aber mangelt es an beiden. Vor allem an Menschen.

Das Verhältnis zwischen den kämpfenden Truppen und den für den Nachschub tätigen Soldaten ist in Finnland abnormal groß und deshalb ungesund. Dieses bei den gegebenen Tatsachen nicht zu umgehende Minus wirkt sich um so stärker aus, als es überall an den notwendigen Ersatzmannschaften mangelt.

Das ist überhaupt das große Unglück der finnischen Armee: sie ist von Beginn des Krieges an eine Armee ohne Reserven! —

Deshalb die Angst der eingeweihten Kreise vor dem Sommer: es fehlen die Reserven!

Deshalb die Bitten der Regierung an die ausländischen Staaten: Schickt uns Freiwillige, denn wir brauchen Reserven! —

Finnland mit seinen drei Millionen Einwohnern kann nicht mehr Soldaten auf die Beine bringen, als es schon hat. Denn der Wirtschaftsapparat im Hinterland muß auch funktionieren!

Finnland kann nicht mehr Truppen aus dem Volke herausziehen, als es schon herausgezogen hat!

Die Konsequenzen daraus sind auf die Dauer untragbar.

Dieselben Soldaten, die sich im November in der Mannerheimlinie festsetzten, kämpfen Ende Februar immer noch gegen die frischen, ausgewechselten Soldaten der Bolschewiken!

Dieselben Truppen, die Petsamo räumten, werfen heute bei Salla den Gegner wieder zurück!

Es gibt praktisch keinen Urlaub in der finnischen Armee, und das kann nicht so weiter gehen!

Mannerheim braucht jeden Mann!

Und hat er Reserven nötig, dann holt sie sich dieser Künstler der Strategie von andern Frontabschnitten.

Muß sie holen! —

Die Welt soll sich darüber klar sein, daß auch das nicht immer so weiter gehen kann!

Denn der Mensch ist keine Maschine! —

Was die finnischen Soldaten leisten, ist groß und einzigartig. Aber einmal kommt der Tag, an welchem der Körper einfach nicht mehr kann!

Einmal kommt er sicher, wenn sich hier nichts ändert. — —

* * *

Die durch die erwähnten Umstände, schlechte Verbindungen, Schnee und Geländeschwierigkeiten verursachten Hindernisse im Nachschub, ergeben zusammen die Konsequenzen, auf welche die Taktik des finnischen Hauptquartiers aufgebaut ist.

Sie ist so einfach und so klar, daß man sich darüber wundern könnte, wenn man es nicht in erster Linie über etwas anderes tun würde: über die Tatsache, daß die Russen, trotz der Einfachheit dieser Taktik, immer wieder auf denselben Trick hereinfallen.

Für den Oberbefehlshaber, Feldmarschall Mannerheim, kommt es vor allen Dingen darauf an, um jeden Preis mit den nicht ersetzbaren Menschenleben zu sparen.

Was er deshalb macht, ist, mit Ausnahme der Kämpfe an der karelischen Landenge, ein ins Große übersetzter Guerilla-Krieg.

Die einzige Kriegsart, mit der unter den bekannten Voraussetzungen in Finnland überhaupt etwas zu erreichen ist.

Die Russen kommen mit großen Massen, von denen, einmal auseinandergerissen, jeder Einzelne ungefährlich wird, weil ihm nur der Herdeninstinkt eine ge-

wisse Kraft verleiht. Die Finnen erscheinen mit kleinen Abteilungen, von denen jeder Einzelne weiß, um was es geht und was er zu tun hat, und die zusammen eine starke, kompakte Stoßkraft entwickeln.

Der russische Aufwand an Material und Menschen liegt drückend auf dem ganzen Apparat. Die Aufgelöstheit der finnischen Abteilungen ermöglicht Schnelligkeit, Bewegung, Schlagkraft.

Das läßt sich durch ein Beispiel dokumentieren, das immer wieder eine Wiederholung findet.

Ein finnisches Maschinengewehr kann unter günstigen Bedingungen eine russische Kompagnie vernichten. Aber 30 russische Maschinengewehre, die mit ihrem ganzen Drum und Dran sehr schwer transportabel sind, isolieren sich von selbst und können keine 30 Finnen töten, wenn sich ihnen nur eine Patrouille von zehn Mann entgegenstellt.

Daß dem finnischen Oberbefehlshaber seine Pläne in den meisten Fällen glücken, ist auch ein besonderes Verdienst der Russen.

Sie können oder wollen sich nicht umstellen und versuchen es, gegen alle natürlichen Gesetze der in Finnland geltenden Strategie, immer wieder mit der aus dem Weltkrieg übernommenen und auch in die spanischen Volksfronttruppen lancierten Dampfwalzenmethode.

Dadurch wird der gesamte Apparat so schwerfällig, daß ihm das Problem des Nachschubes schon über den Kopf wächst, ohne daß die Finnen mithelfen, es noch zu erschweren.

Die ganze Taktik der Finnen ist nur darauf aufgebaut, durch Störungen im Nachschub das Gros einer Armee in einem Maße zu schwächen, daß sie selbst bei einer großen, zahlenmäßigen Ueberlegenheit nicht mehr in der Lage ist, einem konzentrierten Angriff Widerstand zu leisten.

Es soll in diesem Zusammenhang daraufhin gewiesen werden, daß auch hier die Verhältnisse nicht mit mitteleuropäischen verglichen werden können.

Man weiß heute, daß die in Polen vormarschierenden deutschen Truppen bis zu zwei Wochen und mehr von Rüben und eisernen Rationen lebten, weil bei der Schnelligkeit des Vormarsches die Verpflegung nicht mehr mitkam.

In Finnland ist so etwas unmöglich! —

Wenn dort oben bei 30, 40 und 50 Grad unter Null der Körper nicht ständig und gut von innen heraus durch reichliche Nahrungsmittelzufuhr geheizt wird, bricht er schon nach 24 bis 36 Stunden vollkommen zusammen.

Der Soldat hat kalt, wird schlapp, legt sich nieder und erfriert!

Es gibt keine Ausnahmen! —

Die gesamte finnische Taktik läuft deshalb nur darauf hinaus, durch Störungen im russischen Nachschub diesen kritischen Punkt zu erzwingen.

Alles andere besorgen die Natur, die Kälte und einige Maschinengewehre!

Erreicht wird dieses Ziel durch die speziellen Aufgaben der schon beinahe legendär gewordenen Skipatrouillen.

Vollkommen weiß angezogen und getarnt arbeiten diese ausgesuchten Leute, mit wenig Gepäck und einer Stärke von zehn Mann bis Kompagnieumfang, hinter der russischen Front. Sie stehen in Funkverbindung mit ihrem Stab, stören die rückwärtigen Verbindungen des Gegners, überfallen Transporte und fangen Stabsmeldefahrer ab.

Sie wissen genau, wie es auf Grund ihrer bereits geleisteten Arbeit vorne beim Gros des Gegners aussieht, und errechnen so mit unabwendbarer Sicherheit den „kritischen" Moment.

Um die Russen noch mehr zu verwirren, stellen sich dem Gros immerwährend finnische Abteilungen, die sich kämpfend zurückziehen und den Gegner in ständiger Aufregung und Bewegung halten.

Es ist dann nur mehr eine Frage der List und der Taktik, die Hauptmacht des Gegners im gewünschten Augenblick an eine Stelle zu locken, die längst als Falle vorgesehen war.

Das ist dann der Alarm für den Sturmangriff und die völlige Vernichtung des Gegners. Von allen Seiten hervorbrechend, stürzen sich kleine, aber stark mit Maschinengewehren bewaffnete Abteilungen der Finnen auf den vollkommen zermürbten, moralisch dezimierten und halb verhungerten und erfrorenen Gegner, um ihn buchstäblich niederzumähen.

Denn bei den Kampfmethoden der Russen braucht man nicht erstaunt zu sein, wenn sich die Zahl der Gefangenen in einem bescheidenen Rahmen hält.

Zwischen zwei Städten

Seit mehr als acht Tagen führe ich schon meinen Privatkrieg mit den Behörden! Mit dem Presse-Amt! Ich möchte an die Front, und mehr als hundert andere Journalisten wollen das auch. Aber man hat nicht so viele Wagen zur Verfügung, hat zu wenig Benzin.

Jedes einzelne Gesuch der Journalisten um eine Reise in den Krieg muß vom Hauptquartier genehmigt werden. Jeder noch so kleine Wunsch findet seine letzte Entscheidung in der Umgebung von Feldmarschall Mannerheim.

Die zuständigen Behörden im Hotel Kämp sind nur eine Vermittlungsstelle.

Seit Wochen warten Dutzende von Kollegen auf ihre „Frontreise". Seit Wochen erhalten sie bedauernd und freundlich lächelnd den Bescheid: „Noch keine Antwort. Vielleicht morgen, ganz sicher morgen."

Als ob man soviel Zeit hätte! —

Ich habe sie bestimmt nicht. Der „normale Weg" ist der amtliche, und ich sehe klar die Unmöglichkeit, über ihn zum Ziele zu kommen.

Also versuche ich es auf andere Weise!

Lade den Herrn M. zum Abendessen, melde mich bei Herrn N. zu Besuch. Spreche mit meinem alten Bekannten, Minister X., und noch eines — ich frage im Pressebureau alle Stunden harmlos aber beharrlich an, ob denn immer noch kein Bescheid gekommen sei.

In der ganzen Welt können Behörden alles vertragen, nur nicht, daß man sie drängt!

Nur um einen loszuwerden, erfüllen sie die Wünsche oder versuchen alles, um ihnen den Weg zu ebnen.

Dann wenigstens, wenn man einmal nicht von ihnen abhängig ist, sondern umgekehrt! —

Alles gibt sich Mühe, fast alles sieht ein, daß ich wirklich keine Zeit habe.

Herr M. telegraphiert, Herr N. telephoniert, Minister X. tut das seine und auch das Presse-Amt versucht das äußerst mögliche.

Auf einmal klappt es! — —

Ich habe eine Finnlandkarte, die so groß ist, daß sie im Zimmer immer auf dem Boden liegt; die so groß, so schön und genau ist, daß viele Kollegen nur auf ihr die Schlachten schlagen.

Wenn ich abends nach oben gehe, liegen bestimmt schon zwei oder drei neben ihr auf dem Bauch und studieren. Mitten in der Nacht läutet das Telephon: „Du, darf ich dir ein Glas Whisky bringen . . .?" Einer will noch schnell nachsehen, wie eine Straße verläuft. Und ehe ich morgens aufstehe, bringt das Mädchen für drei, vier Kollegen, die hintennachhinken, das Frühstück. Sie machen es sich gemütlich; im Pyjama und frisch rasiert verfolgen sie auf „meinem Finnland" die Frühmeldungen.

Acht Mann hoch sind sie einmal auf meinem Zimmer, keiner von ihnen war je an der Front. Alle sind schon länger da als ich, und alle warten auf die Genehmigung: „Vielleicht morgen, ganz sicher morgen . . ."

Das Telephon läutet!

„Ja, Werner. — So, fein, wunderbar!" — —

Mit Genuß drehe ich den Hals und schiele zu meinen Freunden. Und wiederhole:

„Ja, ich bin bereit, noch heute nach Wiborg zu reisen. Jawohl, ich weiß. In einer Stunde geht der Zug. Danke."

Eine Privatbombe hat eingeschlagen.

„Höllenhund," meint einer und schmeißt die Zigarette in den Grammophon.

„Ja, ja, die Schweizer," ein anderer und legt resigniert eine neue Platte auf.

„Und natürlich nimmt er auch die Karte mit," meint ein dritter und sieht mich fragend an, als sollte ich antworten: „Nein, wie käme ich auch dazu."

Aber ich nehme die Karte trotzdem mit. — —

* * *

Finnland ist ein großer Kühlschrank! —

Die Kälte kommt aus dem knarrenden, hart gefrorenen Boden, auf den die Füße treten; sie liegt in der fast bläulich klaren Luft, und wie ein scharfes Messer schneidet der eisige Wind ins Gesicht und treibt das Wasser aus den Augen.

Finnland ist ein großer Kühlschrank! —

Wie an ihm hängen an den Häuserecken der Straßen Barometer, und die Leute starren hin, als hinge dort ein gefrorener Russe!

Das Wasser ist so kalt, daß man es wie Gift anschielt, und wenn es aus dem Hahn läuft, krabbelt ein Gruseln

über den Rücken, als sei es flüssiges Eis. Wenn es nicht warm ist, verzichtet man gerne auf das Waschen, und beim Kellner verlangt man ein Glas zum Trinken und möchte gerne sagen: „Aber bitte, leicht temperieren!"

Die Menschen pusten wie kleine Lokomotiven dicke Rauchschwaden in die Luft, und mein Freund meint, das „Rauchen" in diesem Lande sei sehr billig. Überall kleben Eiszapfen, an den Häusern, den Straßenbahnen, manchmal sogar an den Kleidern der Menschen, und die angreifenden russischen Bomber erkennt man zuerst immer an den grau-weiß gefrorenen Auspuffgasen, die sie wie Reklameflugzeuge einige hundert Meter lang nachziehen.

Wenn man nicht den Schrecken und das Elend fühlen würde, das sie mitbringen, könnte man sich ergötzen an diesem prachtvollen Schauspiel: blauer Himmel, klare Luft und vier-, fünf-, sechstausend Meter hoch 11, 16, 22 der silbernen Vögel. So hoch, daß sie das Auge kaum erkennen kann, nicht erkennen würde, wenn diese unendlich langen, wie mit einem Lineal gezogenen Rauchfahnen nicht wären. 11, 16, 22 wie ein weißes Gitter, wie weiße Silberbänder, wie eine kostbare Laune der Natur.

Furchtbar kalt sind die Tage in Finnland, grausam für den Ausländer, der sie nicht kennt, und noch schlimmer die nicht enden wollenden langen Nächte.

Und in so einer Nacht fahre ich von Helsinki nach Wiborg!

Es gibt keinen Gepäckträger, keine Hilfe, nichts, gar nichts!

Nur die schwarze, tiefe Nacht, die wie ein Trauerkleid über dem Lande liegt!

Mit Koffer und Schreibmaschine taste ich mich zum Bahnhof. Ueberall hört man die leisen Warnungsrufe, mit denen sich die Menschen gegenseitig aufmerksam machen, um Zusammenstöße zu vermeiden. Der Schnee liegt so hoch und breit, neben und auf dem Gehsteig, daß zwei Personen knapp aneinander vorübergehen können.

Einmal stoße ich zusammen. Die Schreibmaschine fällt mir aus der Hand. Kaum, daß ich es höre, so tief liegt der Schnee. Einmal lasse ich die Taschenlampe aufblitzen. Für eine kurze Sekunde nur. Aber schon ertönen in der Umgebung laut und eindringlich, unwillig, fast zornig, die Rufe „Licht aus, Licht aus!" —

Man ist vorsichtig geworden in diesem Land. Jeder Lichtschein kann Tote kosten. Hat sie schon gekostet! — —

In der Bahnhofhalle schimmert unheimlich das schwache Licht. Kaum dringt es in die vielen schwarzen Ecken. Schwere Stiefel hämmern auf den Steinboden, und wie in einem Totenhaus hallen die Schritte wider. Kaum ein Mensch spricht ein Wort. Jeder weiß, was er zu tun hat.

Ausflügler gibt es nicht auf diesem Bahnhof! —

Das Licht am Billettschalter ist so düster, daß sich kaum das Geld abzählen läßt.

Frauen und Männer sitzen auf Packen, ruhig, schweigsam und rühren sich nicht. Da und dort verstreut ein Pärchen, ein Soldat, ein Mädchen.

Und wie überall in der Welt, wo Soldaten Abschied nehmen — und wo nehmen heute nicht Soldaten Abschied? — weint das Mädchen still und schaut dem Kameraden in die Augen, den auch der Abschied quält und der trotzdem tapfer ist und tröstet, als gehöre dies mit zu seinem Beruf als Soldat.

Vielleicht gehört es auch wirklich ein wenig dazu! —

Irgendwo draußen auf den vielen Bahnsteigen steht mein Zug. Kein Lichtzeichen markiert den Weg zu ihm, kein schriftlicher Hinweis ist angebracht!

Blindlings laufe ich den Leuten nach, die zwischen dem Dunkel von Geleisen untertauchen, und finde einen Zug.

Aber es ist der Verkehrte, er fährt nach Abo!

Und wieder nehme ich meinen Koffer und die Schreibmaschine und gehe den Weg zurück. Und wieder laufe ich auf einer anderen Seite Menschen nach, die zwischen dem Dunkel von Geleisen verschwinden, und finde einen andern.

Sechs Stunden braucht der Expreß in normalen Zeiten und siebzehn und darüber heute. Mehr stehend als fahrend schleicht er von Station zu Station. Ueber lange, weitschweifige Umleitungen. Vollkommen verdunkelt und überfüllt.

Selbst in den finsteren Nächten drohen Flieger, drohen Bomben! —

Offiziere sind da, Soldaten, Bauern und Zivilisten. Alte Frauen, kleine Kinder, Melde-Ordonnanzen und Flüchtlinge.

Wie tote Pakete sitzen und liegen die Menschen hinter Pelzen und dicken Mänteln versteckt in den Polstern oder zwischen dem Gepäck!

Schwer keucht der Zug mit seinen zwei Lokomotiven unter der Last!

In den Gängen kann sich niemand bewegen. Vollkommen erschöpft liegen die Soldaten fast aufeinander.

Der Weg durch den Wagen zur Toilette und wieder zurück kostet eine halbe Stunde Zeit. Jeder Einzelne muß aus tiefem Schlaf geweckt werden, muß den linken Fuß zurückziehen, die rechte Hand oder für einen Augenblick das Reisebündel. Fuß um Fuß tastet sich vorwärts, und mit Händen und Armen stützt sich der Körper gegen die Wände, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ich war mit Truppentransporten im südlichen Marokko zusammengepfercht, mit Truppentransporten im spanischen Bürgerkrieg. Ich bin in diesem Krieg, der Europa straft, fast 1500 Kilometer durch Frankreich gefahren und nicht viel weniger durch Deutschland.

Aber noch nie im Leben in einem Zug, der so überfüllt war, wie der von Helsinki nach Wiborg.

Durch unsichtbare Ritzen zieht der eisige Wind in die Wagons. Niemand lehnt auch nur den Arm gegen die Fensterscheiben.

Heiße Luft strömt aus der Dampfheizung neben mir, aber wärmen tut sie nicht.

Ich bekomme Durst! Kein Wasser! Und immer mehr trocknet der Dampf der Heizung meine Kehle aus.

Noch selten hat mich so der Durst gequält. Mit viel Mühe steige ich einmal aus und esse Schnee.

Und nachher wird es noch viel schlimmer! Und immer noch gibt es kein Wasser! —

Fünf Stunden lang bis gegen drei Uhr morgens. Auf einer kleinen Zwischenstation wird Tee ausgeschenkt für die Soldaten.

Irgendwo ist plötzlich Nachtalarm, und der Zug darf nicht weiter!

Am Tage hätte man uns in die Wälder hinausgejagt, in den Schnee, die Kälte, unter Bäume!

So bleiben wir einfach liegen. — —

Stundenlang! — —

Von vier Uhr morgens bis sieben Uhr.

So viel habe ich bis zu diesem Augenblick noch nie gefroren. —

Tage später wird es noch schlimmer! —

Die Leute werden ungeduldig. Die Knochen schmerzen vom Sitzen und vom Liegen. Hunger haben die einen, Durst die andern. Aber es gibt nichts zu essen, nichts zu trinken!

Wenn jemand hinausgeht und deshalb die Türe öffnet, drehen sich unwillig die Köpfe in den vermummten Bündeln.

Wie bei schwindsüchtigen Leuten hört man das Pfeifen von nach Atem ringenden, schlafenden Menschen. Plötzlich ein Schrei, unartikuliertes Reden! Irgend jemand träumt! — —

Schnarchtöne und ganz andere Geräusche wechseln ab.

Die Leute, die nicht schlafen können, rauchen starke Zigaretten mit langem, russischem Mundstück.

Manchmal beginnt ein Soldat ein melancholisches Lied, andere fallen ein, und auf einmal stirbt alles wieder ab. Der eine setzt aus, der andere . . .

Wir sind alle so müde, so müde.

Allmählich wird die Luft zum Schneiden, von Rauch, Hitze und Ausdünstung.

Und trotzdem bin ich ihr dankbar, dieser Luft, denn wenigstens ist sie warm. Nicht wie die Dampfheizung, trocken, verdörrend, sondern feucht und geschmeidig.

Lieber ersticken als erfrieren! — —

Wiborg wird bombardiert

Wiborg ist Kriegszone! —

Der Bahnhof liegt neben der Stadt, als habe man ihn draußen verloren.

An allen Ecken stehen in der Halle die Kontrollen. Peinlich genau werden die Papiere geprüft.

„Ach ja," sagt ein Offizier und reicht mir den Ausweis zurück, „Sie werden schon erwartet."

Ein Oberleutnant kommt und heißt mich willkommen. Ich sei aus Helsinki telephonisch angemeldet. Er habe sich gefreut, mich abholen zu dürfen und möchte der Hoffnung Ausdruck verleihen, mich im Interesse seines Landes in jeder Hinsicht zufriedenstellen zu können.

„Sie scheinen Glück zu haben," fährt er fort und läßt es sich nicht nehmen, meinen Koffer zu tragen, „die Russen sind weder gestern noch heute gekommen. Vielleicht ist es ihnen zu kalt oder sie präparieren etwas ganz Spezielles."

Wir haben eine Kälte von —36 Grad. Um nicht zu frieren, laufen wir ziemlich rasch die Straße hinab zu unserem Hotel.

Es ist das einzige, das geöffnet ist.

Wiborg ist evakuiert, und von den 80,000 Einwohnern leben kaum mehr 3000 in der Stadt.

Eigentümlich ist der Blick in die langen, breiten Straßen, in die Gassen und auf die öden Plätze. Tot und leer liegen sie da, kein Auto, kein Schlitten.

Der Hafen sieht aus wie eine große verschneite Wiese, auf der kleine Schiffe liegen.

Unser Hotel ist in einem jener Gebäude, denen ich mit großem Pessimismus gegenüberstehe, denn in Kriegszeiten habe ich mit ihnen wiederholt schlechte Erfahrungen machen müssen.

Eines von den riesigen Hochhäusern, die in den unteren Stockwerken Bureauräume beherbergen, und nur ganz oben in den zwei oder drei letzten Etagen das Hotel.

Wegen der Aussicht und der frischen, staubfreien Luft im Interesse der Gäste.

Möglichst nahe dem Himmel im Frieden und möglichst nahe den russischen „Tauben" im Krieg. — Nicht den Friedenstauben! —

Der Lift surrt und bringt uns in den sechsten Stock. Da ist erst die Direktion. Mein Zimmer liegt noch eine Etage höher!

Vom Fenster aus sehe ich über die Dächer der Stadt.

Das Zimmer ist reizend möbliert. Der Warmwasserhahn zur Badewanne spendet heißes Wasser und das Barometer garantiert mir für die noch annehmbare Innentemperatur von 16 Grad.

Ich stelle meinen Koffer an seinen Platz und läute dem Dienstmädchen, denn es soll mir das Bett richten. Nach diesen 17 Stunden Fahrt will ich bis zum nächsten Morgen schlafen!

Aber ich will mich nicht einfach faul ins Bett legen, ohne vorher die anderen Presse-Offiziere zu begrüßen. Ich gehe hinunter und hole das nach.

Es sind ziemlich genau zwanzig Minuten vergangen, seit ich in Wiborg angekommen bin.

Da jaulen die Sirenen, immer hinauf und hinunter!

„Raus und runter!" brüllt mich der Chef vom Dienst an und aus dem Lächeln des freundlichen Willkommenheißens wird eine undefinierbare Grimasse.

Mützen werden von der Wand gerissen, Mäntel übergeworfen — nur ich kann es nicht, denn mein Mantel und meine Pelzmütze hängen oben im siebenten Stock! —

Alles rennt die Treppen hinunter. Durch das hohe Haus hört man das überstürzte, stolpernde Strampeln von schweren Stiefeln, die über sieben Stockwerke hinab in den Schutzraum rennen.

Als die Sirene zu heulen anfängt, weiß ich noch nicht, daß ich das schrecklichste Bombardement erleben würde, das ich je mitgemacht.

Der Alarm kommt zu spät! —

Zwanzig oder dreißig Sekunden nachher fallen schon die Bomben. Die ersten Einschläge höre ich noch im Treppenhaus.

Dann lassen anhaltende Detonationen den Unterstand erschüttern. Wir glauben das Haus über uns in Trümmern!

Als ob eine Untergrundbahn über unsere Köpfe rolle, kommen immer wieder die Erschütterungen.

Fast eine halbe Stunde lang! —

Viermal hören wir die Bomben vor dem Einschlag pfeifen. So nahe hörte ich sie auch in Spanien nie!

Mit verkniffenen Lippen stehen die Männer da, jedes einzelne Gesicht eine Anklage an die Menschheit,

jedes einzelne Gesicht ein Verzweiflungsschrei an die Welt: Weshalb kommt ihr uns nicht helfen?!

Aengstlich und bei jeder neuen Detonation aufkreischend, klammern sich Frauen an unbekannte Männer.

Kinder rennen heulend zwischen Vater und Mutter hin und her und wissen nicht, wo bleiben.

Nur ein dänischer Journalist sitzt gelassen auf einem Packen Zeitungen, hat die Schreibmaschine vor sich auf dem Stuhl und tippt seelenruhig . . . weiß Gott, was er tippt.

Manchmal hören wir das Dröhnen der niedrig fliegenden Maschinen, das schneidende Aufheulen der Höhe gewinnenden Jagdmaschinen und dann ballern wieder die Abwehrgeschütze und Salven der Jäger.

Wie in einem Irrenhaus rennen die Menschen im Keller hin und her oder lehnen vollkommen demoralisiert an der Wand.

Jedes Mal, wenn das Sausen einer fallenden Bombe zu uns heruntersingt, klingen vereinzelte Schreie in dem engen Raum hundertfach verstärkt wieder. Dann ist es auf einmal ganz ruhig wie in einer Kirche. Und erst wenn der Einschlag vorüber ist, schreit und brüllt alles durcheinander.

Ich verstehe kein Wort. Ich bin unter fremden Menschen mit einer fremden Sprache. Ich bin allein. Das ist nicht gut unter solchen Umständen.

Bum, bum, kommen in einem fort die Detonationen.

Alles muß über uns oder um uns niedergehen! Eine Ewigkeit lang, es nimmt kein Ende! — —

Weiß Gott wieviel ältere Frauen sind schon ohnmächtig geworden!

Aufseher mit gelben Armbinden rennen umher und verteilen Kampferpillen für das Herz.

Und wieder zittern die Wände um uns her! Und immer wieder! Von einer unsichtbaren Macht erschüttert. —

Wir hören das Geklirr von auf die Straßen fallenden Fensterscheiben, das Krachen von Gebälk und das dumpfe Poltern von Mauerstücken.

Auf einmal scheint alles aus! — —

Ein Sausen, Pfeifen, Heulen . . . Eine Detonation, scharf, kalt, kurz. — —

Mit einem Knall birst unsere Türe auf, schleudert der Luftdruck Splitter durch den Raum!

Dem Dänen ist das Schreiben vergangen, die Maschine liegt am Boden. Eine Frau greift schreiend nach ihrem blutüberströmten Gesicht. Andere fallen einfach um oder kollern von ihren provisorischen Sitzen auf den Boden.

Ich bewundere die Kaltblütigkeit und Ruhe der Männer, die überall herumlaufen und helfen, die trösten und schon wieder aufräumen.

Das Ende der Welt scheint hereingebrochen! —

Und vor kaum vierzig Minuten bin ich erst angekommen! — —

Diese furchtbare Detonation ist die letzte. Eine halbe Stunde später heult gleichmäßig das Entwarnungszeichen. —

Als ich in mein Zimmer trete, weht mir kalte Luft entgegen. Das Thermometer an der Wand zeigt jetzt —18 Grad. Alle Fenster sind zertrümmert, das Ver-

dunkelungspapier in Fetzen gerissen. Bis zur Türe flogen die Glassplitter, einzelne liegen auf dem Bett. Ein Stück Fensterrahmen steht auf dem Schreibtisch, leicht an meine Maschine gelehnt, und die heruntergefallene Nachttischlampe baumelt knapp über dem Boden immer noch an der zu kurzen Strippe hin und her.

In diesem Zimmer wollte ich schlafen! Nach den siebzehn Stunden Fahrt bis zum nächsten Morgen! Nun geht es nicht mehr! Und auch der Schlaf ist mir vergangen! — —

Ich renne wieder hinunter. Auf der Treppe begegnen mir ängstliche Gesichter. Tief und schwer Atem holend, erzählen sich die Leute ihre Eindrücke. Mit nervösen, ausgreifenden Bewegungen unterstreichen sie ihre Worte. Am untersten Treppenabsatz sitzt ein Mann von vielleicht siebzig Jahren. Mit zerrissenen Kleidern und wild zerzaustem Haar auf dem unbedeckten Haupt. Die Arme auf die Knie gestützt, hält er den Kopf in den Händen verborgen. Blut sickert aus der Wange zwischen den Fingern durch.

„Was fehlt Ihnen," will ich wissen, „kann ich Ihnen helfen?"

Keine Antwort. —

„Was fehlt Ihnen," dränge ich noch einmal, „kann ich etwas für Sie tun?!" —

Halbtot vor Schwäche hebt er schwer das Haupt aus seinen Händen und schüttelt den Kopf.

„Mein Haus," sagt er nur, „mein Haus, mein armes Haus!"

Sonst nichts. — — —

Was soll ich tun, da sind wir Menschen machtlos! —

Ich gehe weiter. —

Meine Bekannten stehen auf der Straße.

Nirgends im Umkreis ganze Scheiben. Bis hinauf in die letzten Stockwerke.

Tausende von Glassplittern glitzern über dem weißen Schnee. Bei jedem Schritt knirscht der gefrorene Boden. Bei jedem Schritt knirscht das zertretene Glas.

Von einem Blumenladen ist die ganze Auslage weit über den Randstein verstreut, künstliche Blumen, leere Töpfe, und als ob es so sein müßte, liegen darüber die Tapeten des Geschäftes nebenan.

Im Umkreis von vierzig Metern rund um unser Haus zählen wir dreißig Bombeneinschläge und finden sechzehn Blindgänger. Ein halbes Dutzend der Sprengkörper explodierte auf maximal vierzehn Meter Distanz. Der letzte fiel direkt in den Hof vor unserem Schutzraum, aber nicht ein einziger traf das Hotel.

Im Umkreis von fünfhundert Metern ist nichts, das auch nur im entferntesten als militärisches Objekt angesprochen werden könnte. Wenn man davon absieht, daß unser Haus in weitem Umkreis das höchste ist.

Insgesamt wurden in dieser knappen halben Stunde über der ganzen Stadt von 21 Bombern hundertfünfundfünfzig Sprengkörper abgeworfen.

Das ist mein Willkommen in Wiborg! —

Nein, es ist eine problematische Sache geworden, das Reisen in Europa! — — —

* * *

Mein Zimmer wird mit Brettern vernagelt. Ein Notbehelf gegen die Kälte.

In der Zwischenzeit ist das Thermometer auf —39 Grad gefallen.

Gegen 11 Uhr nachts ziehe ich mich aus. Nicht ganz. In Unterhosen, Hemd und Socken lege ich mich schlafen. Das ist Vorschrift in Wiborg, aber weil man mich nicht zwingen wollte, hat man mir es wenigstens dringend „empfohlen".

Schließlich müssen die Leute hier wissen, was sein muß!

Denn man muß schnell startbereit sein, in Wiborg. Auch in der Nacht.

Ich schlafe ein, schlafe tief und fest. Wie lange, weiß ich nicht.

Plötzlich fängt es wieder von vorne an! Gegen zwei Uhr morgens!

Eine Stunde und 47 Minuten lang! —

Den ersten Schlag, der mich aus dem Schlummer reißt, fühle ich nur unbewußt durch den Schlaf und nehme ihn nicht ernst. Der zweite konnte nach dem Krachen keine Bombe sein. Ich drehe mich auf die andere Seite und schlafe weiter.

Bum, bum, ein drittes Mal! —

„Verd . . ., was ist denn das?"

Ich mache Licht.

Bum, die vierte! —

Das muß Artillerie sein! — Herrgott, schießen denn die Russen schon mit Kanonen auf die Stadt? —

Ich greife nach dem Telephon.

Es stimmt. Das wäre hin und wieder so, sagt der Portier und meint, ich soll herunterkommen.

Ich gehe hinunter.

Und einmal aus dem Bett, fühle ich wieder die schreckliche Kälte in dem riesigen Hotel ohne Fensterscheiben.

Im Pressezimmer brennt helles Licht. Ein Offizier trinkt Selterswasser und raucht Zigaretten.

„Einen Augenblick," sagt er bei meinem Eintreten, sieht unverwandt auf seine Uhr in der Hand und zählt . . . 5, 4, 3, 2, jetzt . . .

Nanu, denke ich mir im Moment und bin erstaunt: wie bei Beromünster: beim Gongschlag ist es 19 Uhr 30 Minuten. —

Der Gongschlag tritt ein, aber in anderer Form!

5, 4, 3, 2, jetzt. Und tatsächlich, der nächste Einschlag sitzt.

Der Oberleutnant steckt seinen Chronometer ein und sagt: „So, für sechzig Sekunden haben wir jetzt unseren Frieden!" —

Mit einer solchen Pünktlichkeit lassen die Russen alle Minuten eine Granate los, daß man bestimmt weiß, es war die letzte, wenn die Zeit von einer Minute nach dem letzten Abschuß nur um zwei bis drei Sekunden überschritten ist.

Mit abmontierten Schiffsgeschützen, die auf Eisenbahnschienen liegen, schießen sie von der karelischen Landenge in die Stadt.

Das Kaliber beträgt 21 cm.

Ich wußte bis dahin noch nicht, daß es dieses Kaliber bei Schiffsgeschützen gibt! —

Wir unterhalten uns über den Krieg und über die Kampfmethoden der Russen. Ich sehe Photographien an und Bilder in der amerikanischen Zeitschrift „Life". Mein dänischer Kollege kommt verschlafen angetorkelt.

Er ist wütend.

„So eine Schweinerei," sagt er, „morgen fahre ich wieder zurück nach Helsinki."

Wir spielen Domino — ein etwas ausgefallenes Spiel hier oben — und blinzeln zwischendurch auf die Uhr, die nebenan liegt, und schauen uns jedesmal in die Augen, ehe die Minute um ist.

Mit Präzision fallen alle 60 Sekunden die Einschläge in die Stadt.

„Wissen Sie," meint einmal der Offizier zu mir — kurz nachdem sich auch die russische Artillerie schlafen legte —, „es ist nicht mehr gemütlich in Wiborg. Dieses versteckte Morden, gegen das man sich nicht wehren kann! Dann lieber an die Front, wo ich weiß, dort sitzt der Feind! Wo ich weiß, ich kann mich wehren, meinen Mann stellen!"

„Ja," antwortete ich ihm, „Sie haben recht, aber in einigen Stunden tun wir das ja ohnehin!"

— „Ja, das werden wir tun, denn dafür sind Sie ja hergekommen.

— Aber glauben Sie nicht, dort sei es sehr viel gemütlicher," fährt er überlegen lächelnd weiter und spricht klug und weise:

„Denn das werden Sie ja schließlich begreifen: Kriege werden nicht nur für Journalisten gemacht!" —

An der finnisch-russischen Front

Nach der Mitternachts-Serenade der russischen Artillerie auf Wiborg bleibt nicht mehr viel Zeit zur Ruhe übrig.

Schon um sechs Uhr soll ich wieder aufstehen, weil eine Stunde später die Frontfahrt startet.

Zu viel Müdigkeit in den Gliedern und zu viel Aufregung im Gemüt geben meinen Gedanken den Ratschlag, überhaupt auf das Schlafen zu verzichten.

Der Presse-Offizier aber ist nicht einverstanden. „Legen Sie sich nieder, wenn auch nur für kurze Zeit. Sie ertragen dann die Kälte besser."

So lege ich mich also zum zweiten Mal ins Bett, mit Unterhosen, Hemd und Socken. Denn man kann nie wissen . . .

Ich stelle noch den Wecker und schaue ausnahmsweise sogar nach, ob der Riegel so gestellt ist, damit er auch abläuft.

Die Furcht, trotzdem zu verschlafen, läßt mich aber keine Ruhe finden. Denn ich kenne mich: läute, lieber Wecker, läute nur! Wenn ich fest schlummere, ist mir das alles sooo einerlei! —

Dann döse ich doch hinüber. —

Zwei Stunden Schlaf ist nicht viel nach zwei solchen Nächten und einem solchen Tag!—

Zornig stehe ich in Unterhosen und schiele pessimistisch hinüber zur Badewanne und dem Waschbecken.

Aber waschen und rasieren tu ich mich an diesem Morgen nicht! —

Die Zimmertemperatur ist auf —12 Grad gefallen, und durch die vernagelten Fenster ziehen unsympathisch kalte Lüfte.

In meiner Thermosflasche ist heißer Tee und im Koffer liegen dicke Butterbrote. Nach dem Frühstück ist mir besser und ich wage zwischen den Bretterritzen hindurch einen Blick ins Freie.

Stockdunkel ist die Nacht.

Im Pressebureau sitzt auf dem Bett verschlafen mein Offizier und frägt mich, ob ich fertig sei.

„Ja," sage ich und meine, ich sei bereit.

Ich trage zweimal Unterwäsche, zwei Hemden, zwei Pullover und bringe deshalb meinen Kittel nicht mehr zu. —

„Ziehen Sie auch gerade Ihren Schneemantel an," fährt der Offizier weiter und wird zornig ob meinem dummen Gesicht.

„Was, Sie haben keinen Schneemantel!? Glauben Sie denn, ich nehme Sie so mit an die Front?"

Eigentümlich, wie alle Leute morgens um sechs Uhr bei —39 Grad Kälte schlechte Laune haben!

„Also, hören Sie, ohne Schneemantel können Sie nicht in die erste Linie. Die Russen knallen Sie ab wie einen Hund. Ich will versuchen, einen für Sie aufzutreiben."

Nun ist er schon viel freundlicher!

Während er einen Schneemantel suchen geht, frühstücke ich ein zweites Mal mit dem Hausdiener vom

Hotel. Er gibt mir heiße Schokolade zu trinken, und ich schenke ihm einen vierfarbigen Drehbleistift.

Es wird sieben Uhr und es wird halb acht. Vom kommenden Tag ist noch nicht viel zu sehen.

* * *

Wie der Presseoffizier den Schneemantel bringt, findet er mich im Keller.

Fliegeralarm und Morgengruß der Russen!

Mir tun die armen Menschen Finnlands leid, die gut zwölf Stunden des Tages in den Kellerlöchern hocken müssen.

„Wir haben mehr als eine Stunde Zeit verloren," sagt drängend der Offizier, und hilft mir in den weiten, weißen Mantel. „Es ist wegen der Fliegergefahr unbedingt nötig, daß wir noch vor dem Hereinbrechen des Tages in der Nähe der Front sind. Wenn Sie nicht Angst haben, fahren wir trotz dem Alarm sofort los."

Als ob ich sagen könnte, ich hätte Angst! —

Wir fahren los.

Ich friere, friere mehr und immer mehr!

Daß es so etwas gibt! —

Es wird immer kälter, und irgendwie verstärkt die Nacht um uns noch das Gefühl der körperlichen Schmerzen, die alle Muskeln wie im Krampf zusammenziehen.

Ich fühle kribbelnd das Gefrieren der feinen Härchen in der Nase und trockne mir das aus den Augen laufende Wasser mit dem Handrücken, über den zwei dicke Handschuhe gestülpt sind. Im Nu ist es gefroren.

Die Schneeketten am Wagen rasseln und knirschen im gefrorenen Schnee. Die Fenster des Autos sind dick gefroren, man kann kaum etwas sehen. Und nur durch die künstlich erwärmte Windschutzscheibe erkenne ich die Landschaft. Der Soldat am Steuer spricht kein Wort und auch der Offizier neben mir schweigt.

Die beißende Kälte geht bis auf das Mark, und wenn man den Mund öffnet, schmerzen die Zähne, als seien sie schlecht und erhielten Luftzug.

Langsam wird es heller. Der Himmel ist blau und in der Ferne verschwindet der Horizont in dem grellen Weiß der Landschaft, als sei alles eins.

Die Straße und die Landschaft lassen sich kaum unterscheiden. Eines verschwimmt im anderen, und angestrengt paßt der Chauffeur auf. Es ist nichts zu sehen, kein Soldat weit und breit, kein Auto und ganz selten nur eines der rostrot angestrichenen finnischen Landhäuser.

Dann kommt ein Lastwagen, und wir müssen halten. Mit viel Gas surrt der Motor weiter. Es ist gefährlich, ihn bei dieser Kälte abzustellen, denn nur sehr schwer läuft er nachher wieder an.

Ich steige aus und sehe auf einmal Soldaten. Auf zwanzig Meter muß man neben ihnen stehen, damit man sie in ihrer Tarnung erkennen kann. Sie tragen wie ich weiße Schneemäntel aus leichtem, winddichtem Tuch.

Ein kleiner Wald ist da, Tannen und Föhren. Alles ist wie ein Wintermärchen, alles um mich ist eine einzige Symphonie in Weiß.

Irgendwo fliegt aufgescheucht ein Schwarm von Vögeln.

Wir hören Motorengeräusch. Flugmotoren. Wie silberne Schmetterlinge heben sich fünf russische Jäger gegen den Himmel ab.

Schnell fahren wir unseren weißgestrichenen Wagen zwischen Bäume, und mehr als zwanzig Minuten warten wir im Schnee, bis die Gefahr vorüber ist.

Denn ich erfahre, daß der Gegner nicht nur kleine Gruppen angreift, sondern auch Einzelgänger. Dieser Krieg ist brutal, weil er sich nicht nur gegen die Gesamtheit richtet, sondern gegen den einzelnen Menschen.

Ich sehe es mit einem Blick nach rechts. Ein kleiner See liegt dort, gefroren wie alle die unendlich vielen Wasser dieses Landes. Eine einzige kleine Hausruine steht da, vielleicht wohnte eine Familie dort mit nicht mehr als vier Mitgliedern. Durch eine Bombe wurde das Häuschen zerstört!

Wir fahren durch flaches Land, schon bald zwei Stunden, und sollten längst in der Mannerheimlinie sein. Denn von Wiborg an die Front sind es je nachdem nur dreißig bis vierzig Kilometer. Aber mein Begleiter fährt, um mich irre zu leiten, absichtlich auf weiten Umwegen einen kurvenreichen Weg. Ich soll nie genau wissen, wo ich mich befinde.

Das fällt in das Kapitel Spionageabwehr!

Ein Posten steht plötzlich vor uns. In weißem Mantel und mit erhobenem Gewehr.

Wir fahren den Wagen wieder unter Bäume und gehen zu Fuß. Und immer mehr fühle ich die Kälte, die einen wahnsinnig machen kann.

In einem in die Erde gegrabenen Unterstand befindet sich ein Stabsbureau. Ein Soldat steht Wache, und drinnen sitzen auf Kisten oder liegen auf Decken ein halbes Dutzend Offiziere. Ein kleiner Ofen steht in der Ecke und spendet Wärme. Wie herrlich ist doch das Knistern des verbrennenden Holzes anzuhören! —

Man heißt mich willkommen und bietet mir Tee und Zwieback an. Niemand macht viele Worte und ruhig, sachlich prüft man meine Papiere.

„So, Schweizer sind Sie," sagt ein Offizier. „Ich kenne Ihr Land und habe es lieb gewonnen. Waren Sie auch einmal in Gstaad und Saanen? Vier Wochen habe ich mit meinen Skiern dort verlebt. Welch herrliches Skigelände habt ihr doch! Wissen Sie, wenn ich daran zurückdenke, es ist noch kein Jahr vergangen! Alles so friedlich und alles so schön. Und jetzt!? Und warum!?... Einmal glaubte ich, ihr Schweizer könntet in den Hexenkessel hineingerissen werden, wenn es losgeht. Und nun sind wir es, die wir an gar nichts dachten, die wir gar nichts befürchteten!"

Er gibt sich einen Ruck und schüttelt alle Sentimentalitäten ab.

„Haben Sie eine Ahnung, daß Sie auf Ihrer Fahrt hieher fast die ganze Mannerheimlinie durchquert haben?"

— — ?? —

„Nein, um so besser, ich meine, es ist ein Kompliment für uns, wenn Sie das nicht sehen konnten."

Er schenkt mir eine neue Tasse Tee ein und reicht mir eine echte russische Zigarette... „Wir nehmen die Dinger hin und wieder den Russen ab. Selbstverpflegung."

Von weit aus der Ferne höre ich das dumpfe Rollen von Geschützdonner. In der Zwischenzeit ist es heller Tag geworden.

Einmal gehe ich für kurze Zeit hinaus und sehe dabei das Thermometer, das vor der Höhle hängt. Es zeigt 42,7 Grad minus, die niederste Temperatur, die ich je erlebte. Zwei Stunden weiter nördlich am Ladoga-See soll es 48 Grad haben, versichert mir ein Offizier.

Danke. Mir genügen auch die fast 43!

Auf einer guten Karte zeigt man mir den Verlauf der letzten Operationen, die Stellungen der Russen und vieles mehr.

Nach zwei Stunden bin ich wieder vollkommen durchwärmt.

„Also gehen wir weiter," sagt mein Begleiter, und zu viert verlassen wir gebückt die Erdwohnung. Die Wache nimmt Stellung an. Nur ihre Augen sieht man in dem vermummten Gesicht.

„Bitte, jetzt etwas vorsichtig," sagt ein Offizier des Kommandos, das sich uns angeschlossen hat, „soweit als möglich Deckung nehmen."

Auf rund 1200 Meter vor uns ist die russische Linie.

Ich kann keinen Graben vor mir sehen, keinen finnischen, keinen russischen. Nur weit hinten erkenne ich über dem Wald an vier Stellen grauen Rauch, der in die Lüfte steigt.

Dort kochen sich die Russen ihren Morgenkaffee!

Wir gehen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn möglich immer Bäume zwischen uns und der Linie vor uns haltend.

Auf einmal lassen sich mit dem Feldstecher die dem waldigen Gelände angepaßten Linien der Finnen und weiter hinten die der Russen unterscheiden. Eigentlich sehe ich nichts als den kaum erkennbaren, verschneiten Stacheldraht, der sich ohne Unterbruch über die Ebene zieht. Aber das genügt mir, um aus unbedeutenden Anzeichen und kaum sichtbaren Ungleichheiten des Terrains die Stellungen zu vermuten.

Unheimlich ist das alles, weil man keine Soldaten sieht.

Nur das ferne Rollen des Kanonendonners wird gleichmäßiger und lauter.

Wir kommen zu den vorderen Stellungen, und ich besuche einige der Erdwohnungen, einige der Hunderte oder Tausende, die durchschnittlich zwei, drei und manchmal bis vier Meter unter der Erde liegen und die den Truppen das Ausharren bei dieser Kälte ermöglichen.

In allen diesen wohnlichen, sauberen Höhlen ist es warm, und manchmal spenden gleich zwei der niederen Holzöfen Wärme.

Eiserne Bettgestelle stehen da oder Pritschen aus Holz und in jeder liegen Wolldecken und hin und wieder sogar Kissen.

Die Truppen sitzen herum, spielen auf der Handharmonika, dem Lieblingsinstrument aller Soldaten, und singen, rauchen oder scherzen.

Fast in jeder dieser „Wohnungen" ist ein Radio oder zum mindesten ein Grammophon. Den Leuten macht es einen Riesenspaß, den Moskauer Propaganda-Sender zu hören.

Sie wissen ja selbst am besten, wie es an der finnischen Front aussieht! —

Es ist Alkoholverbot hier vorne, und die Leute trinken Tee, Kaffee oder Selterswasser. Ich werde eingeladen und muß erzählen. Die meisten von ihnen verstehen die deutsche Sprache.

Später zeigen sie mir Flugzettel, die von Zeit zu Zeit über den russischen Linien und Städten abgeworfen werden, und einige Exemplare der Soldatenzeitung, die zweimal in der Woche erscheint.

Die Truppen sind ausgezeichnet und warm gekleidet. Die Artillerie und Kavallerie ist noch bevorzugt. Sie haben Pelzmäntel und hohe, gefütterte Lederstiefel, die Infanterie feste Mäntel und über den Schuhen die warmen, bis unter die Knie reichenden Filzgaloschen.

In ruhigen Zeiten liegt alles in den Erdwohnungen, und nur Patrouillen versehen den Dienst. Angespannt schauen sie mit oder ohne Feldstecher hinüber zum Feind.

Wenn ich versuche, mit einem von ihnen ein Gespräch zu beginnen, erhalte ich wohl Antwort, aber keiner sieht mich dabei an. —

Konzentriert bis in das Letzte, sind diese finnischen Soldaten! —

Eine Patrouille besteht im allgemeinen aus drei Mann. Einer hält immer das Gewehr im Anschlag, und der Zeigefinger in dem dicken Zweifingerhandschuh liegt am Drücker.

Etwa dreißig Meter weiter vorne ist noch eine Stellung, die letzte. Dann kommt das Niemandsland, und auf der andern Seite liegen die Bolschewisten am Rande eines Waldes.

Man führt mich etwa dreihundert Meter zurück, dann fünfhundert Meter parallel zu den Stellungen, und nachher gehen wir wieder nach vorne.

Das Gelände ist jetzt bis zu den Russen hin praktisch offen. Kein Wäldchen, kein Baum liegt mehr zwischen uns.

Aber wegen der Schneemäntel können sie uns nicht sehen!

Glaube ich!! —

Da knallt es, dreimal nacheinander, fast miteinander, und zwei Kugeln pfeifen singend an mir vorbei!

„Abliegen!!" brüllen zwei der Offiziere, aber ich liege schon im Schnee.

„Ihre verdammte Mütze!" schreit einer zornig weiter, aber ich denke im ersten Augenblick nur an die Gemeinheit, sich bei dieser Kälte noch in den Schnee legen zu müssen.

„Was ist mit meiner verdammten Mütze?!" will ich wissen und spüre an den Knien, wie es zieht und kalt und immer kälter wird.

„Ihre graue Pelzmütze! Ziehen Sie den Schneemantel darüber!"

Wenn das nur so leicht wäre mit zwei Paar dicken Handschuhen an den Fingern! Und abziehen, nein, das kann man von mir nicht verlangen. Aber schließlich geht es doch.

Also meine graue Pelzmütze, die auf Distanz wie ein schwarzer Flecken wirkt, die haben die Russen gesehen! —

Schlecht schießen sie nicht, das muß man ihnen lassen; denn immerhin beträgt die Distanz wenigstens 700 Meter.

Erst später erfahre ich das Geheimnis.

Auf den Bäumen sitzen auf russischer Seite Scharfschützen mit Optiken über dem Visier und machen Jagd auf Einzelgänger.

„Weshalb," frage ich einen meiner Begleiter, „weshalb habt ihr nicht auch solche Scharfschützen mit Optiken auf den Visieren?"

„Weshalb?" erwidert er und sieht mich erstaunt an. „Weil wir es nicht nötig haben, weil wir a l l e Scharfschützen sind."

Es ist etwas Schönes um das Selbstbewußtsein dieser finnischen Kämpfer!

— Fünfzig Meter weit kriechen wir nach diesem Zwischenfall bis zur nächsten Deckung.

Mich friert derart, daß ich mich nur mehr mit äußerster Energie aufrecht halten kann. Mir ist schlecht. Aber mit Freude und Genugtuung sehe ich, wie auch meine militärischen Begleiter wie Heuschrekken von einem Bein auf das andere hüpfen.

Wir gehen denselben Weg zurück. Jetzt können uns die Russen nicht mehr sehen. Bis tief in die Stirne hängt die weiße Kapuze meines Mantels.

Motorengeräusch hoch über uns. Tiefes, anhaltendes, gleichmäßiges Brummen. Aber sehen können wir nichts. Das müssen Bomber sein! Sie werden wohl Wiborg wiederum beschenken.

Einmal falle ich in ein Schneeloch. Bis fast zur Hüfte.

Auch das noch, bei dieser Temperatur! — —

Zwei Mann helfen mir heraus und dann halten wir auf eine Bodenwelle zu.

„Unsere vorderste Stellung befindet sich dreißig Meter weiter südöstlich," höre ich sagen. „Sie stehen ziemlich genau achtzig Kilometer vor Leningrad."

Wie schön, denke ich mir, wenn man doch dahin könnte! Gar nicht weit! Lumpige achtzig Kilometer. Und doch: was liegt dazwischen!? —

Rechts am Horizont ist das Meer, aber ich wüßte es nicht, wenn man es mir nicht sagte. Denn alles ist weiß und alles so gefroren. Alles so gefroren und weiß!

Mir wird schwarz vor den Augen! Ich möchte mich hinlegen, einfach hinlegen! Und schlafen! Ganz fest schlafen!

„Hallo, hallo!" höre ich ganz weit aus der Ferne rufen. „Sollen wir jetzt nach Summa fahren und uns aufwärmen und etwas essen?"

... Aufwärmen, etwas essen —

Jemand schüttelt mich.

„Na, Mensch, reißen Sie sich doch zusammen!"

Ich sehe in ein Gesicht, ganz nahe ist es und lächelt, als wollte sein Besitzer sagen: „Na, haben Sie nun doch genug?!" Und dann auf einmal plötzlich den Ausdruck wechselnd, ängstlich, überrascht...

Ich fühle Schnee in meinem Gesicht, in Mund und Augen und eine feste, harte Hand. Und höre ganz weit weg eine Stimme, die immer wiederholt: „Um Gottes willen, Ihre Nase, Ihre Nase, Ihre w e i ß e Nase!"

Ich spüre gar nicht viel, aber irgendwie bin ich wieder wach geworden.

Dort, wo meine Nase sitzt, reibt immer noch die feste, harte Hand den Schnee in das Gesicht. Aber ich fühle keine Schmerzen, es ist nur so wie nach einer Spritze vor dem Zahnziehen.

Langsam begreife ich, daß meine Nase gefroren ist, und deshalb sage ich auch nichts, als sich der Mann wieder bückt, um noch einmal eine Handvoll Schnee zu nehmen. — Die Leute müssen am besten wissen, wie so etwas zu kurieren ist.

Der Mann reibt weiter, aber auf einmal ist es nicht mehr wie nach einer Spritze vor dem Zahnziehen. Auf einmal tut es weh. Und beim ersten „Au" löst sich die Hand und jemand sagt voll innerer Genugtuung: „So, die Sache wäre in Ordnung."

Als wir später zu unserm Wagen kommen, läuft immer noch der Motor. Einmal auf einem Bein und dann wieder auf dem andern steht der Chauffeur und lehnt sich an die Karosserie.

Sonne ist gekommen in der Zwischenzeit, aber warm, nein, warm ist sie nicht.

Auf den Türklinken zum Wagen liegt dicker, gefrorener Reif. Alles, was man anfaßt, bleibt an den Handschuhen kleben. Sogar die Pneus sind am Boden festgefroren...

Wir halten vor Stellungen, und zwei der Offiziere steigen aus. Aus dem Unterstand klingt froh ein frisches Soldatenlied.

Dann geht es weiter.

Hinter mir liegt ein Teil der finnischen Armee. Unter Kältebedingungen, die vielleicht noch nie andere Soldaten, außer ihnen und den Russen, erleben mußten, tun sie ihren Dienst. Treu, ergeben und voll gesunden Humors.

Was das heißt und wie wertvoll diese Menschen sein müssen, das kann ich selbst am besten sehen, denn ich bin körperlich fertig. Nach nicht ganz fünf Stunden!

Diese tapferen Männer dort oben an Finnlands Grenze können für uns Schweizer mehr sein als nur ein Beispiel. Sie sind ein Symbol für die Kraft des Willens und der Entschlossenheit.

Eine Handvoll Menschen steht einer Uebermacht gegenüber, die sich mit Worten allein nicht beschreiben läßt.

Aber sie setzt sich nicht durch, diese Uebermacht. Sie scheitert an der Konzentration all der undefinierbaren Kleinigkeiten, die uns die Tradition geschenkt, das Blut, der Wille zur Freiheit.

Sie scheitert an dem zu ungeheurer Kraft gewordenen einzigen Wort:

Vaterland! ———

— Wir fahren gegen Summa und müssen uns beeilen.

Graue Wolken stehen am Horizont und erfassen das schwache Licht der untergehenden Sonne.

Der Abend steht vor der Tür. Die Nacht, die gefährliche finnische Nacht mit ihrem unendlichen Schnee, der den besten Kenner der Landschaft irreführen kann.

Und man sieht nichts mehr, keine Straße, keinen Weg, nur Schnee und die Silhouetten der Wälder, nichts als Schnee und die Silhouetten der Wälder!

Und ganz nahe ahnt und fühlt man den Tod des Erfrierens. —

Summa —

Ein Dorf, ein Weiler. Lang hingezogen und unbewohnt.

So liegt es da. — Tot, einsam, verlassen, zerstört.

Wir fahren in eine Straße. — Kein Licht, kein Laut. Nur ein Dutzend Gestalten stehen schweigsam wie Statuen vor einem Haus. — Und irgendwo jault ein Hund.

Wir halten.

Summa —

Es ist die Nacht vor der großen russischen Offensive, die im Morgengrauen schon längst zersplitterte Häuser mit Tausenden von Artilleriegeschossen zu Kleinholz hackt! —

Es ist die Nacht vor dem Beginn des fürchterlichsten Grauens, das jemals finnische Erde heimgesucht!

Die Schlacht um die Mannerheimlinie

Sind es Tausende oder sind es Zehntausende von Granaten, die von den russischen Linien herüberheulen und in Stücke zerfetzt auf die finnische Armee heruntersausen?

Vom Himmel regnet es Blei an diesem Morgen des 3. Februar 1940. Vom Himmel regnet es den Tod. Immer in derselben Gestalt: kantiges, scharfes Eisen.

Der Kampf um die Mannerheimlinie hat begonnen!

Man hört es aus den Serien der russischen Artillerie, hört es aus der Taktik des Feuerns und sieht es an den Hunderten von Bombern, die gestaffelt und geschickt ununterbrochen die mittleren, um Summa gelegenen finnischen Stellungen bedrohen: dieser Angriff ist nicht mehr mit andern zu vergleichen, dieser Angriff ist von langer Hand sorgfältig vorbereitet!

Woroschilow ist an der Front des Gegners eingetroffen, und man sagt, er leite persönlich die Operationen.

Das spornt die Finnen an, gibt ihnen Mut, fast übermenschliche Kräfte und ein ehernes Selbstbewußtsein!

Wie Katzen ducken sie sich unter dem Hagel von Blei, das Trommelfell zerspringt fast unter der anhaltenden Wucht der Detonationen von Bomben und Granaten. Aber nicht um einen Meter verrücken sie ihre Positionen.

Fünf Stunden dauert die Artillerievorbereitung des ersten Tages. Dann folgt der Infanterieangriff — ... und scheitert! —

Etwa tausend tote Russen liegen in dem flachen Vorgelände der Mannerheimlinie, und 21 Tanks und Panzerschlitten stehen zerstört oder unbrauchbar zwischen ihnen. —

Im finnischen Hauptquartier stecken die Offiziere ihre Köpfe zusammen: Was ist los? Was ist passiert?!

Die Russen haben ihre Taktik geändert! Zum ersten Mal seit Beginn des Krieges! Sie probieren nicht mehr allein durch den Masseneinsatz die Entscheidung zu erzwingen, sondern versuchen es mit einer planmäßigen Kriegsführung. Außerdem fühlt man aus der ganzen Atmosphäre dieses Angriffes eine feste Hand heraus, ein einheitliches Kommando.

Für die Finnen trägt das Konsequenzen in sich: von einem Augenblick auf den andern müssen auch sie ihre Taktik wechseln.

Das finnische Oberkommando ist sich darüber im klaren, daß diesem Sturm weitere folgen werden. Der erste russische Angriff war nur ein Versuchsballon.

Es täuscht sich nicht! —

Am nächsten Morgen trommeln die Russen mit einem Munitionsverbrauch von durchschnittlich 300 bis 400 Granaten pro Minute über eine Stunde lang ein neues Vorbereitungsfeuer. Ausgezeichnet arbeitet die Flugwaffe mit der Artillerie zusammen und leitet teilweise ihr Feuer. 200 bis 300 Maschinen lösen sich ab und belegen ohne Unterbrechung die finnischen Linien mit Bomben mittlerer Stärke.

Der Hauptangriff der Infanterie richtet sich wiederum auf Summa, dem einzigen Geländeabschnitt innerhalb der Mannerheimlinie, an welchem die jede

Bewegungsfreiheit hemmende Seekette unterbrochen wird und wo ein durchschlagender Erfolg den Russen Wiborg in die Hände spielen muß.

Die Operationen weiten sich aus!

Um es den Finnen zu verunmöglichen, von andern Frontabschnitten Reserven heranzuziehen, beunruhigen sie die gesamten Stellungen der Mannerheimlinie zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Ladoga-See. Südwestlich von Summa wird der Frontabschnitt am Hatialahti-See angegriffen und im Osten die Positionen im Sektor zwischen Muolaajarvi und Punnusjärvi attackiert.

Die finnische Armee an der karelischen Landenge befindet sich vom ersten Augenblick an in einer benachteiligten Lage. Es fehlen ihr außer den Reserven vor allem die Flugzeuge, um damit durch eine Bombardierung der rückwärtigen Verbindungen den Ansturm der russischen Infanterie zu erschweren.

Die Artillerie ist zu schwach und mit zu wenig weitreichenden Geschützen versehen, um derjenigen des Gegners mit Erfolg auf den Leib zu rücken. Außerdem wird sehr vorsichtig manöveriert, um die Standorte der einzelnen Batterien nicht zu verraten.

Sie beschränkt sich in den ersten Stunden, solange die russische Infanterie nicht eingesetzt ist, in der Hauptsache auf konzentriertes Störungs- und Sperrfeuer.

Bis jeweils die russischen Infanteristen in den Kampf geworfen werden. Mit aller Wucht jagt sie dann ein mörderisches Feuer in die hinter der Dekkung von Tanks vorgehenden Bolschewisten, und Ma-

schinengewehrabteilungen nehmen die Besatzungen der Panzerschlitten aufs Korn, sobald sie aussteigen und zum Sturm ansetzen.

Die Finnen schlagen sich wunderbar!

Eigentlich siegt ihre Ruhe, die trotz aller Bedrängnis jeden einzelnen Schützen warten läßt, bis er den Gegner vor der Waffe hat. Kein Schuß wird zu früh abgegeben, keiner zu spät, alle gerade im rechten Augenblick.

Keine Kugel wird umsonst verschossen!

Das ist eines der Geheimnisse der Erfolge der finnischen Armee!

Ein russischer Angriff nach dem andern wird abgeschlagen. Die Verluste der Finnen sind vor allem durch die Machtlosigkeit gegen Fliegerangriffe und den Mangel an schwerer Artillerie bedeutend, aber die der Russen gehen schon in den ersten drei bis vier Tagen allein in die 6000 Tote.

Der rücksichtslose Einsatz an Menschenmaterial auf bolschewistischer Seite drängt immer mehr die Wahrscheinlichkeit in den Vordergrund, daß diese blutigen Angriffe eine ständige Wiederholung finden und nicht aufhören werden, bis ein großer Erfolg erreicht ist.

Unbedingt will Woroschilow am 23. Februar, dem Tag der Roten Armee, in Wiborg sein, nachdem er seinem Herrn und Meister Stalin zum sechzigsten Geburtstag im Dezember des vergangenen Jahres kein siegreiches Geschenk auf den Gabentisch legen konnte.

Am 7. und 8. Februar wird die Situation für die Finnen immer kritischer. Bei den Truppen zeigen sich Ermüdungserscheinungen. Die ununterbrochenen

Bombardierungen ihrer rückwärtigen Verbindungen durch den Gegner bringen ein Stocken im Munitionsnachschub mit sich. Die vorgelagerten befestigten Verteidigungsstellungen lassen sich unter dem ständigen Druck der russischen Dampfwalze nicht mehr halten, und auch ein Teil der ersten Linie muß aufgegeben werden. In einer Tiefe von nicht ganz einem Kilometer und einer Breite von etwa 3500 Meter verbeißen sich die Russen in die Mannerheimlinie.

Ein Einbruch ist noch kein Durchbruch, und fast dreißig Kilometer tief ist die Verteidigungsstellung, die Tag und Nacht nach hinten weiter ausgebaut und befestigt wird.

Trotzdem wird die Situation für die Finnen unhaltbar. Das ständig auf sie herniederprasselnde Artilleriefeuer zermürbt die Truppen, bei denen sich ein Nachlassen der körperlichen Kräfte immer mehr bemerkbar macht. Man spricht von Reserven, aber jeder einzelne Mann weiß genau, daß es für Mannerheim fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, solche zu beschaffen.

Ein Meer von schwarzen Löchern schlagen die Explosionen der russischen Bomben in die weißverschneite Erde, ein Meer von Löchern ergibt ein Bild, das aussieht wie eine Kraterlandschaft auf dem Mond.

Da vollbringt Mannerheim, trotz dem russischen Sperrfeuer auf seine rückwärtigen Verbindungen, das große Wunder, Verstärkungen nach vorne zu werfen.

Durch die Reihen der Finnen geht wie ein elektrischer Strahl ein Aufatmen. Frische Energie entflammt die Herzen aller und verleiht noch einmal Kräfte, als

lägen sie nicht schon seit bald drei Monaten in erster Linie einem übermächtigen Feind gegenüber.

Es werden frische Leute eingesetzt. Und dann gelingt es bei einem überraschend durchgeführten Gegenstoß, die Russen aus dem eroberten Gelände hinauszuwerfen und die Mannerheimlinie wieder auszugleichen.

Das ist am 7. Februar!

Der russische General Stern, der mit den „guten Ratschlägen" von Woroschilow die Operationen an der karelischen Landenge leitet, will diese Schmach nicht auf sich sitzen lassen. Wahrscheinlich darf er sie nicht auf sich sitzen lassen. Vielleicht wird er sonst, wie sein Vorgänger, nach Moskau berufen und samt seinem Adjutanten an die Wand gestellt.

Mit neu aufgestellten Sturmdivisionen, deren Mitglieder teilweise auf der Brust schußsichere Panzerplatten tragen sollen, rennt er am 8. Februar unter einem Hagel von Deckungsfeuer erneut gegen die finnischen Stellungen bei Summa an. Mit frischen Leuten, die ihm ja zur Auswahl zur Verfügung stehen und die außerdem noch täglich zwischen elf Uhr nachts und zwei Uhr morgens ausgewechselt werden.

Nach 48 Stunden erbitterter Kämpfe, in deren Verlauf die Finnen ihre bisher größten Verluste erleiden, müssen die Truppen Mannerheims wiederum zurückgehen.

Der Sieg hat die Russen nach zuverlässigen Angaben 6000 neue Opfer gekostet. Die Kämpfe, die sich bei einer Kälte zwischen 30 und 35 Grad abspielen, werden zum Untergang des größten Teils der russischen

Verletzten. Weil es technisch fast nicht möglich ist, die Verwundeten unverzüglich in die Lazarette zu schaffen, sind sie erbarmungslos dem Tod des Erfrierens ausgesetzt.

Aber Menschenleben spielen für Stalin keine Rolle! Sein Reservoir ist unerschöpflich. — Immer neue Divisionen werden herangeholt.

In den neueroberten Stellungen werden die Bolschewisten unermüdlich von den Finnen angegriffen. Sie verteidigen sich nach übereinstimmenden Aussagen der finnischen Offiziere und Soldaten ganz ausgezeichnet.

Immer wieder läßt sich eine Verbesserung in der Qualität der russischen Soldaten und ihrer Ausrüstung feststellen. Ihre Heeresleitung arbeitet exakt und nach einem bestimmten Plan, dessen Gefahr gerade darin besteht, daß das gesamte Offensivspiel auf einen längeren Zeitraum abgestellt zu sein scheint.

Auf finnischer Seite erwartet man deshalb täglich neue Ueberraschungen. Man ist sich vollkommen im klaren über die enormen Gefahren, die damit verbunden sind. Man ist sich vollkommen bewußt, daß man sich auf die Dauer gegen die Russen nicht mehr wird halten können, wenn nicht unverzüglich eine Aenderung eintritt. Wenn es nicht möglich wird, neue Truppen zu erhalten, neues Material und vor allem neue Munition, deren Mangel sich seit drei Tagen stark bemerkbar macht.

Die Kämpfe gestalten sich immer mehr zu solchen einzelner finnischer Gruppen gegen die Masse ihres angreifenden Gegners. Durch das Fehlen von ausrei-

chenden Truppen werden die kleinen Einheiten auseinandergezogen und verlieren langsam die Verbindung untereinander. Jede dieser Gruppen ist auf sich selbst gestellt. Jeder Finne wird dadurch zu seinem eigenen Kompagnie-Kommandanten. In den meisten Fällen sind Maschinengewehrposten nur auf ihre eigene Entscheidung angewiesen. Es bleibt ihnen überlassen, wann sie das Feuer eröffnen, wie sie es einstellen, wo sie flankieren sollen und ob sie die Stellung wechseln oder nicht.

Die Finnen können dem russischen Massenansturm von Material und Menschen nicht viel mehr entgegenstellen als Energie, Intelligenz und Mut.

Und das tun sie in größtem Ausmaße.

Die persönliche Tapferkeit des einzelnen Soldaten geht in eine Größe, wie sie die moderne Kriegsgeschichte bisher kaum aufweisen kann.

Der Kampf um die Mannerheimlinie wird zu einem Kampf von einzelnen Gehirnen gegen dasjenige einer Masse.

Die bedingungslose, aufopferungsfreudige Kameradschaft, die dem Finnen von Kind an durch Sport und geistige Disziplin anerzogene Einstellung der unbedingten Treue und Hingabe, das „Sisu" des finnischen Volkes erreicht vom Einzelnen bis in die Gesamtheit eine Macht, die mit Worten nicht erklärt werden kann.

Bewußt, aber nur wenn der Zweck einen Dienst an der Allgemeinheit bedeutet, rennen diese ganzen Kerle in den Tod und werfen sich mit Handgranaten, Dynamit und Benzinflaschen unter die anrollenden russischen Tanks.

Verwundete werden zu Meldegängern, die dafür sorgen, daß zur rechten Zeit Ersatz eintrifft, und schwerverletzte Schützen halten bis zum letzten Augenblick das Feuer aufrecht. —

Zwölf russische Divisionen stehen im Kampfe um die Mannerheimlinie zwischen Leningrad und der karelischen Landenge. Mit den dazu gehörigen Spezialtruppen, Panzerschlitten, Panzerwagen und Tanks erreichen sie eine Stärke von annähernd je 18,000 Mann.

Andauernd lösen sich diese Divisionen untereinander ab und rennen stündlich neu gegen die finnischen Positionen an, in denen immer dieselben Soldaten kämpfen. Je 50—60,000 Mann in dem Keil gegen Summa und genau so viel nordöstlich und südwestlich davon.

Und man sieht kein Ende dieses Anstürmens!

Trotzdem halten sich die Finnen. Noch einen Tag, einen zweiten. Dann ziehen sie sich langsam gegen die Hauptbefestigungslinien zurück.

Und hinter der Mannerheimlinie arbeiten weiterhin Männer und Frauen Tag und Nacht an einer Befestigung des Verteidigungsgürtels und staffeln ihn noch mehr in die Tiefe.

Aber trotzdem wird alles das nichts nützen, wenn Finnland nicht viel mehr Material, wenn es nicht viel, sehr viel Freiwillige erhält.

Immer muß man es wieder sagen, immer von neuem darauf hinweisen! —

Am 12. und 13. Februar zeichnet sich ein großzügiges russisches Umgehungsmanöver der Mannerheimlinie am strategischen Himmel ab.

Während auf einer Frontbreite von nur zehn bis zwölf Kilometer 50,000 Mann gegen Summa eingesetzt werden, versuchen andere Armeekolonnen eine Umgehung von Taipale am nördlichen Rand des Ladoga-Sees über das Eis und eine andere im Süden über das Eis des Finnischen Meerbusens. Jede dieser Umfassungsarmeen hat ebenfalls eine Stärke von 60,000, wahrscheinlich sogar 70,000 Mann mit den notwendigen Reserven.

Am 13. Februar stoßen diese neuen russischen Einheiten zum ersten Male mit den Finnen zusammen und erleiden eine verlustreiche Niederlage, weil die Soldaten Mannerheims überall das Eis sprengten, so daß ein Teil der Angreifer mitsamt den Tanks und Panzerwagen buchstäblich ersoff und der Rest die Operationen im Augenblick einstellen mußte.

Aber schon am nächsten Tag kommen die Russen wieder. Trotz furchtbarer Verluste, die sie auf dem übersichtlichen Gelände des zugefrorenen Ladoga-Sees erleiden, werden bei Taipale immer neue Angriffswellen nach vorne geworfen. Ihre Infanterie ist wieder mit Stahlschildern ausgerüstet und zum ersten Male mit Spezialtruppen von Flammenwerfern ergänzt.

Die russische Umgehungskolonne am Finnischen Meerbusen hat an diesem Tage bei ihrem neuen Angriff nach Meldungen, die beim Abschluß dieses Buches noch keine einwandfreie Bestätigung fanden,

große Erfolge in der Richtung auf Wiborg zu verzeichnen. Anscheinend hat es den Finnen an der Zeit und wahrscheinlich auch an dem notwendigen Material gefehlt, um das Eis zu sprengen und die Russen dadurch aufzuhalten.

Dann kommt der 15. Februar. Der grausamste, gefährlichste Tag im bisherigen Verlauf der Schlacht.

In einem noch nie gezeigten Frontalangriff von Taipale am Ladoga-See bis hinunter zum Finnischen Meerbusen werden alle den Russen verfügbaren Truppen eingesetzt. Das Hauptziel ist und bleibt wiederum Summa, gegen das vom Tank bis zum Flammen- und Minenwerfer das gesamte in der modernen Kriegsgeschichte bekannte Material eingesetzt wird. Die Zahl der nur gegen diesen Abschnitt eingesetzten russischen Truppen wird von Fachleuten auf 100,000 Mann berechnet.

Die Schlacht nimmt einen Umfang an, der alles übertrifft, was bisher in Finnland zu sehen war.

Die Russen gehen zum Bajonettangriff über, und die Finnen greifen in einer wütenden Verteidigung zu ihren Pukhas, den langen, feststehenden Messern, die sie im Krieg wie im Frieden bei sich tragen. Tausende von Handgranaten werden geworfen und Pakete mit Dynamit verschleudert.

Selbst in den schrecklichsten Schlachten des Weltkrieges ist, auf den Quadratkilometer umgerechnet, nicht so viel Material eingesetzt worden, wie hier oben, auf diesem blutigsten Flecken Erde der ganzen Welt.

Der tägliche russische Munitionsverbrauch — die Artillerie schießt Tag und Nacht Trommelfeuer —

wird auf 30,000 Granaten berechnet, der Einsatz an Flugzeugen auf 5—700. Dem russischen Oberbefehlshaber stehen jetzt zu dieser Offensive 350,000 Mann zur Verfügung, die in einem Turnus mehrstündlich ausgewechselt werden.

350,000 Mann, das sind 50,000 mehr als die gesamte finnische Armee umfaßt, die ein Land so groß wie Frankreich zu verteidigen hat! —

Es liegt klar vor Augen, daß Stern in den nächsten Tagen, koste es, was es wolle, die Entscheidung erzwingen will.

Denn der „Tag der Roten Armee" ist nicht mehr fern! —

Am 16. Februar, als der kritische Punkt immer mehr einem unabwendbaren Schicksal zueilt, jagt der Aether einen Hilferuf der finnischen Frauen in die Welt. Bis in den Tod mit ihren Männern verbunden, appellieren die 15 weiblichen Mitglieder des finnischen Parlaments, im Auftrage des ganzen Volkes, an die Frauen der Welt: „Laßt eure Männer und Söhne uns zu Hilfe kommen, um uns zu helfen, aus dem Kampfe für die Freiheit, die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit siegreich hervorzugehen. Mit bebendem Herzen fragen wir: Wie lange noch wird die Welt erlauben, daß es so weiter geht? Muß eine kleine, friedliebende Nation allein bis zum bittern Ende gegen einen Feind kämpfen, der ihr mehrfach überlegen ist? Wir hoffen, daß alle, die mit uns sympathisieren, sich der Tatsache bewußt sind, daß jedes Kampfflugzeug, jede Fliegerabwehrkanone humanitäre Hilfe dar-

stellt, die den Feind daran hindert, die Zivilbevölkerung durch seine Flugzeuge zu morden."

In den finnischen Stellungen rötet sich der weiße Schnee mit dem Blute Tausender von gefallenen Finnen. Und draußen vor den Stellungen türmen sich übereinander die Leichen der angreifenden Russen.

Am Abend des 17. Februar geht die Schlacht noch immer weiter. Und man sieht kein Ende!

Oder sieht man es doch? —

Die Nacht wird erhellt von dem Aufblitzen der Geschütze, sie wird erhellt durch das Mündungsfeuer von aber Tausenden von Gewehren und Tausenden von Maschinengewehren.

Aber diese helle Nacht mit Sternen am Himmel und einer klaren, kalten Luft wird auch verdüstert durch den Pulverdampf, der wie dicke Wolken über dem Lande liegt; durch die Klagen von Verwundeten, durch das letzte Röcheln von Sterbenden und das laute Bitten von Betenden.

Und ein Schrei geht durch die finnische Armee, ein Schrei der Freude und der Erlösung! —

Hat Gott doch die Gebete dieser Menschen erhört!?

Hat Gott doch die Welt zur Vernunft gebracht!? —

Durch die kämpfenden Truppen läuft wie ein Blitz ein Aufruf des größten Mannes, den Finnland heute besitzt: Mannerheim.

Durch die kämpfenden Truppen gehen wie elektrische Schläge die ruhig und klar gesprochenen Worte dieses Mannes und verleihen neue Kraft zu neuem Widerstand:

„Soldaten, Finnen, Männer und Frauen: vom heutigen Tag an kämpfen wir nicht mehr allein! Die Welt hat uns gehört, sie hat uns verstanden und sie will uns helfen. —

Wir sind nicht mehr allein!"

Gebe Gott, daß es auch wirklich wahr ist, daß sie nicht mehr allein sind, allein bleiben und kämpfen müssen bis zum Siege, bis zur Freiheit und wiedergewonnenen Selbständigkeit!

Ein toter Finne liegt in meinem Wagen

Langsam tastet sich unser Wagen über die verschneiten Straßen durch die Nacht gegen Wiborg. Alle Augenblicke werden wir von Kontrollen angehalten, die unsere Ausweispapiere prüfen und uns mit einer Handbewegung weiterfahren lassen.

Wir sitzen zu dritt im Auto. Der mir durch das Kommando zugeteilte Chauffeur, ein Finne aus dem hohen Norden, trägt an der Mütze die Kokarde seiner Heimat. Ganz gespannte Aufmerksamkeit, ruht sein Blick auf der Straße, die nur durch das Licht der hellen nördlichen Nacht mit ihrem leuchtenden Sternenhimmel die Spur verrät. Mit verschlafenen Augen und voll innerer Unruhe, die mich bei jedem Geräusch aufmerken läßt, das über das gleichmäßige Summen des Motors zu uns hereintönt, sitze ich neben ihm.

Wir befinden uns noch im Schußbereich der feindlichen Artillerie und dürfen deshalb kein Licht anzünden.

Uns ist eigentümlich zu Mute und keiner fühlt rechte Lust zum Sprechen. Denn hinten, in den weichen Polstern des Wagens, ist der Dritte von uns; liegt ein Toter, dem vor einer Stunde ein Schrapnell den Bauch zerrissen hat.

Ob ich ihn mitnehmen wolle bis nach Wiborg, wo seine Eltern wohnen, hatte mich der Kommandant von Stellungen hinter Summa gefragt, als ich ihn um

dreißig Liter Benzin gebeten hatte, für meine Fahrt zurück in die Etappe.

So viele Tote sieht man täglich in diesen Gegenden. Tote mit vor letztem Schmerz gräßlich entstellten Gesichtern. Erfrorene, die wie verendetes Vieh alle Gliedmaßen steif von sich recken, und wieder andere, denen ein gut gezielter Schuß viel Leid ersparte und sie ruhig hinüberführte in die Heimat der Gefallenen.

Wie man sich daran gewöhnt! —

Da sagen die Lebenden zu einem: „Auf Wiedersehen bis nachher," gehen nach vorne in die Feuerlinien und kehren nie mehr zurück. Vielleicht sieht man sich später irgendwo vor einem der tiefen Schneelöcher wieder, die als Massengräber dienen...

Wie man sich daran gewöhnt! —

Man knabbert an einem Stück harten Zwieback, während einer nach dem andern mit über der Brust gefalteten Händen in die Grube gelegt wird, und ist mit den Gedanken anderswo: „Ob wohl der letzte Artikel noch rechtzeitig bei der Zeitung eingetroffen ist, oder ob wohl das Oel noch reicht bis zum nächsten Ziel?"

Aber daran kann man sich nie gewöhnen: an Gefallene, die stundenlang neben einem liegen, bis sie weggeholt werden; an Tote, die einen letzten Dienst verlangen und sich einem an die Fersen heften, bis er seine Erfüllung findet.

Schauderhaft ist dieser Tote dort hinten in dem weichen Plüsch. Ja, wenn er ganz ruhig bliebe, so, wie wir ihn hingebettet haben. Vielleicht könnte ich es eher ertragen.

Aber immer, wenn ich mich umschaue, hat er seine Stellung verändert und glotzt mit stieren Augen nach vorne, als wolle er sich beschweren:

„Fahrt doch etwas vorsichtiger, ich bin doch tot! Seht ihr nicht, daß ich tot bin?!"

Wenn nur die Straße nicht so mit dem Land verschwimmen würde, und wenn nur der Mond nicht so hell schiene und sich in seinen Augen widerspiegeln wollte! —

Hoppla, macht der Wagen und rutscht über ein Loch, und hoppla macht er noch einmal und hebt sich über ein zu Stein gefrorenes Stück Schnee.

Da hat der Tote einen Arm gegen die Scheibe fallen lassen, ein Bein ist ihm auf den Boden gerutscht, und nun sitzt er, wie ein ganz fauler Krösus, der vor lauter Bequemlichkeit nicht weiß, wie er sich zum Schlafen in seinem Wagen zurechtlegen soll.

Gleichmäßig surrt der Motor, gleichmäßig fahren wir die Kurven. Der Finne weiß mit der Maschine umzugehen.

Plötzlich, an einer scharfen Biegung, Taschenlampenlichter zehn Meter vor dem Auto! Ein Warnungsschuß fällt, und wie irrsinnig drückt der Chauffeur auf die Bremsen.

Kontrolle! Wieder einmal! Wie oft wohl noch?!

„Gut, alles in Ordnung," sagt der Mann neben dem Wagen. „So, ein ausländischer Journalist, ausgezeichnet, sehr gut. Aber," spricht er weiter und blickt in den Wagen, „aber dieser dicke Mann dort hinten, welcher schläft wie in einem Himmelbett?" —

— Ja, welcher schläft wie in einem Himmelbett...

Dann fängt sich der Strahl seiner Taschenlampe in den Augen des Toten, in diesen schrecklichen, gebrochenen Lichtern, die sich nicht decken lassen wollen von den Lidern, und entsetzt springt er zurück.

Ganz leise sagt er: „Armer toter Kamerad," ganz leise wiederholen es die andern und salutieren stumm zum letzten Gruß.

Wieder fahren wir durch die Nacht, und wieder sind wir allein mit dem Gefallenen. Unwillig schimpft der Finne vor sich hin. Ihm paßt irgendetwas nicht an dem Geräusch des Motors.

Ob wir wohl eine Panne kriegen? Ob wir wohl hier bleiben müssen mit dem Toten? Die ganze lange Nacht? Bis zum Morgen? Bis zufälligerweise ein anderer Wagen kommt und uns hilft?

Ich habe Angst. Aus der Ferne tönt scharf und kalt Maschinengewehrfeuer zu uns herüber. Hin und wieder der dumpfe Einschlag einer Artilleriegranate.

Warum ich mich nur deshalb aufrege? Das ist doch nichts Besonderes mehr?

Ein Vogel schreit. Ganz hell, ganz laut, wie klirrendes Glas — oder ist es etwas anderes?

Der Chauffeur bittet mich um eine Zigarette.

„Nein, ich habe keine mehr. Wir werden wohl warten müssen bis nach Wiborg. Oder wir können der nächsten Kontrolle einige abbetteln."

„Ich will j e t z t eine Zigarette," wiederholt er noch einmal und wird ganz böse. Warum er nur so wilde Augen macht? —

Ich gebe ihm keine Antwort, währenddem ich in den Taschen nach Tabak suche, obwohl ich weiß, daß nichts mehr da sein kann. —

Hoppla, macht der Wagen wieder und rutscht aus der Bahn. Gerade noch vor der Böschung kommen wir zum Stehen. Wir sind an eine Kiste Munition angefahren, die vielleicht ein Transport verloren hat.

„Und jetzt will ich eine Zigarette," drängt der Finne wieder, steigt aus und streckt Bewegung suchend die Arme in die Luft.

„Ob er wohl auch keine hat?" frägt er mich nach dem Wagen schielend und spielt mit einer leeren Zigarettenschachtel. —

„Ob er wohl auch keine hat?" wiederhole ich erstaunt und sehe auf seine spielenden Hände.

„Er, natürlich er, der Tote," zischt er aufgeregt an meine Ohren und schreit dann mit entgeistertem Ausdruck gegen das Wageninnere:

„Der Tote, wo ist er, um Gottes willen, wo ist er?!"

„Wo ist er?!" frage auch ich laut in die Nacht und vor Angst klammern wir uns aneinander.

Wie nervös und reizbar wir beide geworden sind in dieser kurzen Zeit, in dieser finnischen Nacht hinter der Summafront, mit einem Gefallenen im Wagen! —

Tote können nicht davonlaufen, Tote können nicht wieder aufstehen. Sie sind friedlich und ruhig. So friedlich und ruhig, daß Lebende sich vor ihnen fürchten.

Selbstverständlich ist er noch da; aber durch den kleinen Unfall ist er nun ganz vom Polster heruntergefallen und liegt mit dem Bauch am Boden. Nur die

linke, weiße Hand kann man sehen und den dicken Pelzmantel, den er schon zu Lebzeiten getragen hat.

Wir schämen uns, aber weil es keiner dem andern zeigen will, lachen wir blöde und einfältig aneinander vorbei. Und um uns zu beweisen, wie gleichgültig uns das alles ist, nehmen wir den Armen aus dem Wagen und legen ihn wieder schön säuberlich auf den Plüsch.

Nun ist sein Körper schon ganz kalt geworden und ein wenig steif.

Und in seiner linken Manteltasche hat der Finne zwei Schachteln Zigaretten gefunden. Zwei Schachteln! — —

Rrrum, macht der Motor und läuft auf Touren, leise und sacht gleiten wir über den Schneeteppich wieder durch die Nacht. Es ist so kalt, so kalt, aber irgendwie fühlen wir es kaum.

Auf einmal wird die Straße breiter, und wir können schneller fahren.

Hin und wieder wende ich mich dem Toten zu, aber immer liegt er da, gekrümmt, mit hochgestellten Beinen und dem Kopf auf der Armlehne des Polsters.

Nun ist er schon lange tot. Schon lange. Nur mein Taschentuch, das ich ihm über das Gesicht legte, damit ich nicht immer in diese schrecklichen Augen sehen muß, ist wieder heruntergefallen ...

Der Chauffeur will nicht halten, als ich ihn darum bitte, damit ich es wieder in Ordnung bringen kann, und sagt mir, ich sei ein Schaf. Warum ich mich denn umsehen müsse, wenn ich den Anblick schon nicht vertragen könne?...

Ja, warum muß ich eigentlich immer wieder hinschauen, warum kann ich nicht auch einmal einen englischen Slow-Fox pfeifen, wie es der Chauffeur macht?

Ganz fest nehme ich mich zusammen und fange zu zählen an. Ich will nicht mehr hinsehen, ehe ich auf fünfhundert gekommen bin. Und alle Zahlen genau aussprechen, mir die Arbeit nicht leicht machen...

Mein Kamerad pfeift schon bald ein dutzendmal hintereinander den gleichen Schlager, und ich zähle wild drauflos:

„Zweihundertachtundfünfzig, zweihundertneunundfünfzig..."

„Wenn dieser Chauffeur nur nicht immer so dumm lachen würde. Und was das für ein Lachen ist! Wie hohles Holz klappert es manchmal, oder er kichert, wie Kretinen lachen! — —

Wir sind so nervös... wir sind so reizbar!

Da zieht er plötzlich mit einem Ruck die Bremse — wir stehen.

„Was ist los," will ich wissen und sehe sein verstörtes Gesicht im Mondschein zucken. Und stoßweise pustet er den weißen, gefrorenen Atem in die Kälte.

„Gar nichts ist los, ich kann nur nicht mehr. Werfen wir ihn hinaus, sie sollen ihn morgen holen!" —

„Hören Sie, das können wir nicht. Das dürfen wir nicht tun. Wieviele Kilometer sind es noch bis Wiborg?"

„Ungefähr 25." Er zuckt die Achseln, steigt in den Wagen, und wir fahren wieder weiter.

Immer leuchtender glühen die Sterne am Himmelszelt. Kein Laut ist zu vernehmen, nur das Geräusch

unseres Motors. Welche Ruhe herrscht um uns! Wie feierlich ist das alles!

Wie eine Totenmesse für unsern Gefallenen. —

In einer Stunde werden wir in Wiborg sein und ihn seinen Eltern bringen! Wenn nur dieser Augenblick schon vorüber wäre! —

Ich sehe mich wieder um. Als würde er schlafen, liegt der Tote hinten. Ihm ist gleich, wie lange wir noch fahren müssen.

Und dann fällt mir ein, daß ich schon lange nicht mehr zähle, und ich schäme mich.

Plötzlich sind Häuser links und rechts der Straße. Eines zuerst, ein zweites und auf einmal eine ganze Reihe.

Jetzt sind wir nicht mehr allein. Da steht irgend etwas, das Menschen schufen, irgend etwas, das einen Kontakt herstellt. Auf einmal bin ich zufriedener und ruhiger, und auch der Chauffeur macht ein ganz anderes Gesicht. Hört zu pfeifen auf und gibt mehr Gas. Langsam nähern wir uns Wiborg. Ein erstes Hochhaus taucht auf und eine Patrouille drückt sich schützend gegen die Wand.

Ob wohl die Eltern unseres toten Soldaten schlafen?

Welch dumme Frage! Wer liegt nicht im Bett, wenn er sich das ein paar Stunden erlauben darf? —

„So, so," meint der Mann, an den ich mich wende, um die Eltern des Gefallenen ausfindig zu machen, „den jungen X wollen Sie zu seinen Eltern bringen?

Ja, wenn Sie gestern um diese Zeit gekommen wären, dann, ja dann . . .

Aber heute, heute ... Diese verfluchten Fliegerbomben ... !
... Aber wir wollen sie wenigstens zusammen in ein Grab legen!"
... diese verfluchten russischen Fliegerbomben! —

Aufenthalt in Abo

Mein Hotel in Wiborg hat sich verändert.

Eine Bombe ist mitten in die Halle geflogen und hat ein Stück der Treppe nebenan mitgerissen.

Ich kann nicht mehr in den siebenten Stock gehen, ich kann mein altes Zimmer nicht mehr betreten.

Zimmer 208 hat sie durchschlagen und im 209 schlief ich die wenigen Stunden meiner ersten Nacht in Wiborg.

Die Zwischenwand von 208 und 209 ist mit dem einen Zimmer zusammen in die Halle und noch zwei Stockwerk tiefer hinuntergefallen. Mein ehemaliger Wohnraum ist deshalb an der Seite einfach abgerissen, und es sieht aus, als wolle man den Vorübergehenden den Querschnitt zeigen.

Das Bett steht genau so da, der Schreibtisch und auch das Badezimmer nebenan sind noch intakt. Aber der Kleiderschrank, das Sofa und das Gestell, auf das man den Koffer legt, sind mit der Wand zusammen in die Tiefe verschwunden.

Nun bin ich froh, daß ich trotz gegenteiliger Ratschläge meinen Koffer mitgenommen hatte.

Der Nachtportier ist auch da, der mir heiße Schokolade offerierte und dem ich dafür einen vierfarbigen Drehbleistift verehrte.

Aber er hat nur mehr aufzuräumen.

„Nein," sagt er mir, auf meine Frage, „passiert ist nichts, denn wir sind alle im Schutzraum gewesen."

Es gibt nun kein anderes geöffnetes Hotel mehr in Wiborg, und wenn ich hier bleiben will, kann ich in eine der Zehntausenden von leeren Wohnungen der Stadt einziehen.

Kann mich sehr fein in einer Zehnzimmer-Wohnung breitmachen oder noch feiner in einer Villa. Und muß keinen Rappen Miete bezahlen.

Nur frieren müßte ich, gottsjämmerlich frieren! —

Aber ich will gar nicht mehr da bleiben, ich habe genug — und darf auch nicht mehr dableiben!

In der Stadt hört man deutlich das Donnern der russischen Geschütze, und wenn der Wind herüber weht, das Bällern von Maschinengewehren.

Wiborg ist in den Tagen meiner Abwesenheit zu einem Trümmerhaufen zusammenbombardiert worden, jetzt stehen gewissermaßen die Russen vor den Toren und das Pressebureau hat sich samt seinen Offizieren in Wohlgefallen aufgelöst.

Die finnische Regierung legte es den Journalisten nahe, nach Helsinki zurückzukehren, weil sie für ihre Sicherheit keinerlei Garantie mehr übernehmen kann.

Ich würde auch abreisen ohne diese Warnung, denn was ich hier oben in den letzten Tagen mitmachen mußte, übersteigt meine furchtbarsten Erlebnisse im spanischen Bürgerkrieg. —

Am Abend fährt der Zug, und wieder bin ich mitten drin in den selben vollen Waggons, die mich herbrachten.

Achtzehn Stunden fahren wir diesmal nach Helsinki, und nach einem kurzen Aufenthalt nehme ich gleich den nächsten Zug nach Abo.

Dort erwartet mich ein Flugzeug.

* * *

Nach 29 Stunden Fahrzeit komme ich mitten in der Nacht nach Abo.

Es ist auch schon finster gewesen, als ich zum ersten Mal den Boden dieser Stadt betrat.

Wieder beginnt der Kampf um ein Hotel in einem finsteren, unbekannten Ort.

Schwer zieht mein Koffer gegen die Erde und läßt mir die Muskeln des Armes in Schmerzen erlahmen.

Vorsichtig rutsche ich, ohne recht die Füße zu heben, über das Glatteis der Straße.

Es ist ein Uhr morgens, und kaum ein Mensch zu sehen. Es ist ein Uhr morgens, und ich habe keine Ahnung, wo mein Hotel „Seurahuone" liegt, das man mir empfohlen hat.

Eine Patrouille taucht aus dem Dunkel vor mir auf.

„Wer sind Sie, wo wollen Sie hin?" — Gott sei Dank, daß jemand hier ist! —

„Danke, die Papiere sind in Ordnung. Können wir etwas für Sie tun?" — Die Leute in Finnland sind überall so natürlich, freundlich und zuvorkommend.

„So, in das ‚Seurahuone' wollen Sie, da fehlt allerdings noch ein schönes Stück. Lassen Sie uns Ihren Koffer nehmen, wir werden Sie begleiten."

Im Hotel ist kein Platz mehr für mich.

„Es tut mir leid, aber es sind nur mehr wenig Zimmer bewohnbar, und die sind alle schon besetzt."

Ich frage noch, wie es wohl im Hotel „Hamburger Börs" bestellt sei, denn ich weiß, das ist das größte Hotel der Stadt.

„Nein, das ist ausgeschlossen. Dort gibt es überhaupt keine beziehbaren Zimmer mehr, dort können Sie nur noch essen. Dort müssen Sie sogar essen, denn bei uns ist eine Bombe in die Küche gefallen."

Wie das praktisch verteilt ist: in einem Hotel kann man noch schlafen, aber nicht mehr essen, und im andern kann man essen, aber nicht mehr schlafen!

Abo ist die am meisten bombardierte Stadt von Finnland. Sie hat bis zu diesem Tage 46 Mal die Russen zu Besuch erhalten.

Drei-, viermal telephoniert der Portier und spricht mit meinen Begleitern, die nicht von mir lassen wollen, bis ich ein Unterkommen finde.

Beim Bahnhof ist in einem kleinen Hotel, dessen Name ich vergessen habe, noch ein einziges Zimmer frei, und den gleichen Weg, den wir gekommen, gehen wir nun wieder zurück.

Mit einem komischen Gefühl sehe ich auf dieses Hotel. Ausgerechnet in Abo muß mir das am letzten Tage noch passieren: in einem kleinen Hotel zu schlafen, einem länglich gebauten Holzhaus, das nur ein Erdgeschoß besitzt, aber keine einzige Etage.

Eine Bombe von fünf Kilo schlägt da durch bis auf die Erde. —

Und dreißig Meter weiter ist der Bahnhof, ein militärisches Objekt! —

Auf dem Nachttisch neben meinem Bett liegt eine Bibel, und darüber hängt an der Wand ein schlechter Oeldruck, dessen Motiv sich in allen Ländern immer wieder finden läßt: zwei kleine Kinder spielen vor dem Abgrund eines reißenden Wassers, und dahinter schwebt mit ausgebreiteten Armen ein Schutzengel.

Einige Minuten sehe ich auf dieses Bild, ehe ich mich niederlege und bald schlafe.

Als ich aufwache, ist es heller Tag.

Ein Mädchen bringt mir das Frühstück, und als ich es frage, wie draußen das Wetter sei, sagt sie einfach: „Mo-Wetter."

„Molotow-Wetter" will das heißen. Klarer, wolkenloser Himmel und nicht zu kalt. Deutlicher kann man es nicht mehr umschreiben.

Wenn des Nachts die Sterne am Himmel glänzen, heißt es ähnlich und doch wieder anders: „Mo-Mo-Wetter" bezeichnen das die deutschsprechenden Finnen und Ausländer, und das heißt dann: „Molotow-Mondlicht-Wetter".

Trotz allem Unglück läßt sich in Finnland der Humor nicht unterkriegen.

Später gehe ich in das Bureau der Luftfahrt-Gesellschaft und hole den schon aus Helsinki telephonisch bestellten Flugschein ab.

Im Hotel „Hamburger Börs" treffe ich einen italienischen Kollegen, den seine Zeitung nur in Abo hält, um über die Bombardierungen der Stadt zu berichten. — Ein angenehmer Beruf.

Und dann will ich hinunter nach dem Hafen, dem täglichen Ziel der russischen Bomber.

Ich gehe durch die Straßen, und mir fällt auf, daß Abo viel weniger evakuiert ist, als die anderen Städte. Auch hier ist die Welt mit Brettern vernagelt, aber manchmal sind sie vom Luftdruck fallender Bomben schon abgesprengt worden und liegen auf den Straßen. An allen Läden sind Plakate angebracht, auf denen geschrieben steht: „Geöffnet von 9 bis 11 und 2 bis 4 Uhr." —

So genau wissen die Bewohner von Abo schon, um welche Zeit gewöhnlich die russischen Bomber kommen.

Die Leute hier besitzen eine Ruhe, die an Stoik grenzt. Vielleicht hat das viele Unglück sie ihnen angewöhnt.

Kinder spielen auf den Straßen „Finnen und Russen", ein Spiel, bei welchem niemand die Russen machen will, weil sie immer Schläge bekommen. Aus den Fenstern tönt Radiomusik, und an einem Kaffeehaus, an welchem ich vorübergehe, ist die Drehtüre in ständiger Bewegung, gehen immer Menschen ein und aus.

Straßenbahnen fahren, und sogar Taxis.

Und mit so einem Taxi möchte ich gerne nach dem Hafen.

„Zeigen Sie mir bitte die Zerstörungen am Hafen," spreche ich einen Chauffeur an.

Der grinst, schaut schnuppernd gegen den Himmel und schüttelt schließlich ablehnend sein Haupt:

„Nein Herr, das können Sie von mir nicht verlangen. An den Hafen fahre ich Sie nicht."

Was kann man schon dagegen tun? —

„Zeigen Sie mir bitte die Zerstörungen am Hafen," sage ich zu einem zweiten Chauffeur.

Der schaut mit einem mitleidigen Blick nach seinem Wagen und meint entrüstet: „Nein, das geht nicht. Sooo alt bin ich denn doch noch nicht, trotz meiner 55 Jahre, und außerdem bin ich meinem Sohn — Gott schütze ihn an der Front — für das Auto verantwortlich."

Ob ich wohl niemanden finde, der mich die paar Kilometer hinunter nach dem Hafen fährt?

„Sagen Sie mir, Chauffeur," frage ich einen dritten, „wieviel kostet eine Strecke so lang wie die von hier bis ungefähr zum Hafen?"

„Das ist nicht sehr billig und kostet mindestens 30 Mark."

„So, 30 Mark?" Schnell halte ich ihm 100 unter die Nase und sage: „Das bekommen Sie, wenn Sie mich eine Viertelstunde am Hafen herumfahren."

100 Finnenmark ist viel Geld für einen armen Chauffeur. Ich sehe ihm an, wie er mit seinem Gewissen kämpft. Aber schließlich meint er ja und nimmt mir das Geld aus der Hand, als habe er Angst, es später nicht mehr zu erhalten.

Die Hafenanlagen sind nicht so zerstört, wie ich es aus den Berichten annehmen mußte. Zwei Bomben von 500 Kilogramm fielen an verschiedenen Stellen in den Lagerplatz und haben alles umgeweht, was in der Nähe war. Zwei oder drei Gebäude sind ausgebrannt. Aber überall sieht man die kleinen Löcher, die manchmal schon wieder frischer Schnee bedeckt: Blindgänger.

Ein kleiner Passagier- und Frachtdampfer liegt am Quai. Das einzige Schiff, das bei Gelegenheit noch die Verbindung zwischen Stockholm und Abo aufrecht erhält.

Dort, wo es hereinfuhr, ist die Eisdecke auf dem Meer gespalten, und bis zum Horizont hinaus sieht man den schmalen grauen Strich.

In Gedanken versunken, schaue ich auf ein großes, schwarzes Loch im Eis. Eine Bombe ist dort hingefallen.

„Es ist fast 12 Uhr," sagt schüchtern der Chauffeur neben mir und schaut unsicher nach dem Himmel. „Ob es mir etwas ausmachen würde, wieder umzukehren?"

Nein, es macht mir nichts aus.

Auf dem Rückweg halten wir noch kurz vor dem Schloß, das am Rande des Hafengebietes gelegen ist. Im Jahre 1247 wurde es erbaut und hat all den vielen Kriegen in diesem Gebiet bis zum heutigen Tage standgehalten.

Nur eine leichte Bombe ist durch das morsche Dach des einen Flügels gefallen und hat überall das Zersplittern der Fensterscheiben mit sich gebracht.

Bei einer niederen Türe, die in alten Zeiten wohl einmal als Ausfallstor ihre Aufgabe erfüllte, krieche ich durch die dicke Mauer in den Hof des Schlosses.

Viel Kehricht liegt herum, alte Ritterrüstungen, Bücher und all der viele Tand, der beim Ausräumen eines Museums übrig bleibt.

An einer Wand hängt im Vierfarbendruck gut erhalten ein einladendes Plakat: „Besucht Finnland,

Suomi, das Land der Seen." — Ein Ueberbleibsel aus friedlicher Zeit. — —

Ueber schmale Wendeltreppen gehe ich hinauf in die Räume.

Kein Mensch ist da, kein Laut zu hören.

Man könnte ein Feuilleton schreiben über das Innere dieses Schlosses.

Es wurde als Museum eingerichtet, und jetzt ist alles Wertvolle evakuiert.

Nur alte Truhen stehen umher, und in den Glaskästen mit zersplitterten Scheiben stehen blöde und eklig die nackten bleichen Menschenattrappen, die vorher mit kostbaren Gewändern und Rüstungen bekleidet waren.

Ich stolpere über alte Schwerter, die rostig am Boden liegen, trete auf Glassplitter, und dann steigt mir auf einmal der faule Geruch eines Kadavers in die Nase. — Farbige Postkarten-Ansichten aus London und Paris liegen zerstreut zwischen Lumpen und Packpapier. Postkarten, noch von der alten Sorte, mit Seidenstickerei und ausziehbar, wie sie Großmutter in ihrer Jugendzeit so sehr liebte.

Unten pfeift es, und ich merke, daß es mein Chauffeur ist. Ich steige wieder hinab in den Hof und sehe von innen das schwere, hölzerne Tor des Haupteinganges. Ein riesiger, großer Schlüssel hängt an einem Nagel.

Ich gehe noch einmal gebückt steinerne Wendeltreppen hinunter und finde in einem engen Raum die Ueberreste einer Schlafstätte und verfaulte, stinkende Lebensmittel.

Dann pfeift es wieder über mir. Lange diesmal und eindringlich.

Ich laufe hinaus und setze mich in den Wagen.

„Fahren Sie jetzt bitte zum Hotel ‚Hamburger Börs'." Ich habe Hunger.

Im übrigen bin ich Schloßbesitzer geworden! — Ich habe den Schlüssel zum Hauptportal abgehängt und ihn geklaut.

Er ist 25 cm lang und an seinem Anfang 9 cm breit. Er ist ganz verrostet, wiegt fast ein Pfund und drückt mich gewaltig in der Tasche.

Aber ich bin Schloßbesitzer geworden. —

Abschied mit Brandbomben

Ueber Abo liegt Sonnenschein.

Die Temperatur ist auf minus 19 Grad gestiegen, und nach der starken Kälte der letzten Tage kommt es mir vor, als sei der erste Frühlingstag hereingebrochen.

Im Hotel „Hamburger Börs" sitzen vielleicht zwanzig Menschen. Mein italienischer Kollege hat mich zu einem Abschiedsessen eingeladen. — In vier Stunden, um fünf Uhr nachmittags startet die Maschine! Fliege ich nach Stockholm, nach Berlin und fahre von dort in die Schweiz zurück.

Es gibt ein Essen, so viel und so gut, wie man es vielleicht nie in solchen Kriegszeiten in einem Hotel auf Grund der Speisekarte einfach bestellen kann.

Wir genießen ein Hors-d'œuvre mit siebzehn verschiedenen Platten, einen Fisch und zartes Fleisch mit Kartoffeln und dreierlei Gemüsen. Wir trinken Sekt am hellichten Tage, denn es ist ein Abschiedsessen. — Weiß Gott, wann ich Finnland wiedersehen werde! Ein freies Finnland! —

Wir trinken starken, schwarzen Kaffee.

„Ob wir auch gerne ein Gläschen Cognac wünschen?" frägt uns das Fräulein mit der sauberen, weißen Schürze.

Wir können nicht mehr ja sagen.

Dazwischen jault plötzlich die Sirne. Keine fünfzig Meter neben uns ist sie mitten auf dem Marktplatz aufgebaut und heult uns gräßlich laut in die Ohren.

Wie auf Kommando stehen die Gäste auf und springen eilig, aber gefaßt zu ihren Mänteln, Mützen und Ueberschuhen.

Niemand spricht ein Wort, keinerlei Nervosität ist festzustellen.

Frisch serviertes Essen bleibt auf dem Tisch zurück, halbvolle Teller und Tassen.

Ein Stuhl ist umgekippt und liegt am Boden, ein Messer ist herabgefallen.

Einmal mehr wird das Mittagessen kalt.

Auf der Straße laufen die Menschen eilig in die Schutzräume. Ordnungstruppen, Zivilisten mit gelben Armbinden weisen mit auffordernden Gebärden nach den Schutzräumen und drängen zur Eile.

Mit meiner gelben Armbinde kann ich tun und lassen, was ich will. Sie ist ein Passepartout, der mich militärischen Personen gleichstellt.

Nach meiner Uhr sind vom Augenblick, an dem ich aus dem Hotel kam, erst drei Minuten vergangen. Aber kein Mensch, außer den Ordnungstruppen, ist mehr zu sehen. Wie ausgestorben ist die Stadt.

Ich suche den Himmel ab und durchlaufe einige Straßen.

Kein Motorengeräusch ist zu hören. Das beruhigt, und ich weiß, daß die Russen noch nicht in der Nähe sind. Denn bei diesem Wetter gibt es keine unsichtbaren Manöver mit abgestellten Motoren.

Straßenbahnen stehen verloren auf den Geleisen und Privatautos und Lastwagen neben oder auf den Gehsteigen. Von letzteren läuft manchmal dünn und stark Wasser in den Schnee und auf das Eis der Stra-

ßen, wo es gleich gefriert. Vorsichtige Chauffeure lassen bei solchen Alarmen, die stundenlang dauern können, noch schnell das Kühlerwasser ab.

Ich sehe wieder ein Plakat: Geöffnet von 9—11 und 2—4. — Es ist jetzt kurz nach ein Uhr mittags. Fast muß ich lachen. — —

Ich gehe zurück in die Nähe des Hotels. Dort gegenüber ist ein Luftschutzkeller, den ich schon lange vorher für mich ausgesucht habe. Es ist in Kriegen empfehlenswert, sich um den nächstgelegenen oder besten Schutzraum immer schon zu kümmern, ehe man in einen Laden, ein Lokal oder sonstwohin geht, wo man sich länger aufzuhalten gedenkt.

Seit dem Alarm sind schon zwölf Minuten vergangen.

Jetzt höre ich deutlich das dumpfe Brummen von Flugmotoren. Es tönt noch so entfernt, daß man unmöglich die Anflugrichtung feststellen kann.

Trotzdem schauen die wenigen Ordnungstruppen alle angespannt nach dem Himmel und gegen Südosten.

Die Leute wissen schon, woher die Russen kommen.

Dann wird es auf einmal stärker, das Gebrumm der Motoren. Es sind ungefähr zwanzig Minuten seit dem Alarm vergangen, als die Maschinen sichtbar werden.

Zwölf dreimotorige Martinbomber. Wieder meine alten Bekannten aus Spanien! —

Schräg fliegen sie die Stadt an, genau auf das Zentrum zu, wo ich mich mit dem Italiener befinde.

In höchstens zwei Minuten wird es auch bei uns krachen. In der Ferne fallen schon die ersten Bomben.

Ich renne in den Schutzkeller der Zeitung „Turun Sanomat". Ein riesiges Hochhaus mit tief gelegenem, betoniertem Lagerraum.

In diesem Papierkeller weht mir wieder die bekannte dicke, muffige Luft entgegen. Er ist voll von Frauen und Kindern.

Die Einschläge kommen immer näher, aber ich bin ganz ruhig, denn ich kann es hören, daß es lauter leichte Bomben sind. Fünfzig Kilogramm oder noch weniger.

Diesem Keller können sie nichts anhaben.

Ich versuche, das den Leuten klar zu machen, aber niemand versteht, was ich meine.

Und wieder ist da dieses oft erlebte Schauspiel einer in Todesangst schwebenden Menge. Wieder dieses selbe Bild von weinenden, schreienden und ohnmächtig werdenden alten Frauen und Männern. Wieder dieses Durcheinanderrennen und Trösten von Aufsichtspersonal, das Kampferpillen für das Herz verteilt. — Die Einschläge fallen immer dichter, und zum Ueberfluß klirren im Vorraum die Fensterscheiben.

„Schade," meint ein Aufseher, „vorgestern erst haben wir sie wieder eingesetzt!"

Man wird sie noch öfters einsetzen müssen. —

Die Detonationen werden schwächer und verlieren sich in der Ferne.

Ich renne hinauf und hinaus auf die Straße.

Schon im Hof rieche ich Brandgeruch. Kleine, verkohlte Fetzen Papier oder was es sonst sein mag, fliegen in der Luft umher.

Quer über die Straße treibt der Wind grauschwarze Rauchschwaden.

Ein Mann rennt an mir vorüber, rutscht aus und fällt lang auf den Boden.

Etwa vierzig Meter weiter liegt der Marktplatz, aber der Rauch zieht dort so stark und nieder vorüber, daß man ihn kaum erkennen kann.

Wenn die Russen jetzt zurückkommen, wird es furchtbar und gefährlich, denn man kann keine dreißig Meter hoch in die Lüfte sehen.

Neben der Sparkasse, etwa sechs Meter von der Stelle, wo ich am Morgen meinen Taxi bestieg, brennt lichterloh ein großes Holzhaus.

Acht bis zehn Meter hoch schlagen die Flammen gegen den Himmel.

Keine fünf Meter gegenüber liegt die Benzintank-Station.

Ich gehe näher.

Noch ist die Feuerwehr nicht zu sehen, nur einige Menschen stehen stumm herum.

Heiße Luft weht mir entgegen.

Eine Katze sitzt neben der Straße und räkelt sich spielend in der molligen, unbekannten Wärme.

Ein Mann hockt am Randstein und schaut mit über den Knien verschränkten Armen teilnahmslos zu.

Er ist machtlos und kann nicht helfen. Man muß es einfach brennen lassen.

Im Schnee finde ich noch die gelben Spuren des verspritzten Phosphors.

Dann kommt die Feuerwehr. Sie versucht, den Brand des Holzhauses zu lokalisieren und vereist mit einer Spritze die gefährliche Benzintank-Station.

Auch von der linken Seite des Häuserblockes treibt der Wind dicke, schwarze Wolken über die Dächer.

Ich laufe hinüber.

In der „Eriksgatan" brennt neben dem Kinotheater „Palace" der ganze Häuserblock. Zehn Brandbomben sind hier gefallen. Lichterloh lodert es in einem Quadrat von fünfzig Metern.

Hilflos steht die Feuerwehr da und weiß nicht, wo anfangen. Auf der Straße winden sich überall durcheinander die Schlauchleitungen. Das ganze Netz der Telephon- und Straßenbahnkabel ist heruntergerissen und liegt verstrickt und hindernd auf den Straßen.

Die Hitze läßt einen nicht näher als zwanzig Meter heran. Geschmolzener Schnee läuft von den Dächern, rinnt wie aus einem leicht aufgedrehten Wasserhahn von den Eiszapfen.

In breiten Lachen sammelt sich das verspritzte Wasser der Feuerwehr, um gleich wieder zu gefrieren. Ein kleiner Bub versucht wahrhaftig schon, ob er darauf „schleifen" kann! —

So bin ich in den Anblick versunken, daß ich nur durch einen zufälligen Blick nach der andern Seite das Unglück sehe, das keine dreißig Meter weiter rechts dieselbe Straße heimgesucht hat.

Ich erlebe furchtbare Szenen. Hier haben wieder in den niederen Holzhäusern dicht aufeinander vier Fünfzig-Kilogramm-Bomben eingeschlagen.

Aus den Trümmern eines Nebengebäudes vom Krankenhaus ziehen die Hilfsmannschaften sechs Tote. Zwei von ihnen liegen noch mit vor Schrecken und im Todeskampf verzerrten Gesichtern auf dem Randstein.

Vier Ambulanzwagen sind da mit offenen Türen, und Männer in Pelzmänteln und mit dicken Handschuhen laufen mit Tragbahren herum.

Auf der Straße stehen Verschüttete. Vollkommen heil, aber an allen Gliedern zitternd die einen, leicht verletzt und blutend die andern.

„Ho, ho, ruck!" erklingen die Stimmen der Bergungsmannschaften, die mit übermenschlicher Kraft schwere Balken und Mauerstücke auf die Seite räumen.

Immer noch kriechen die Leute aus dem zersplitterten Gebälk hervor. Voll Schnee und Dreck, schmutzig, blutend und mit zerfetzten Kleidern.

Eine junge Frau hält ein kleines Baby auf den Armen. Man sieht es ihr an, daß sie soeben an dem Furchtbarsten vorbeigegangen ist. Und immer spricht sie, obwohl ihr niemand zuhört, immer lacht sie, ein erschütterndes, wahnsinniges Lachen.

Mir graust.

Einen Musikpavillon hat es auf der anderen Seite umgeworfen. Ueberall auf der Straße liegen weiße Notenblätter für Musik und Lieder.

Eine Tragbahre wird aus den Trümmern herausgetragen.

Mit seinem Mantel ist der Tote zugedeckt. Unten schauen die schweren Stiefel hervor. Ein wenig Schmutz, ein wenig Schnee und Eis an den Sohlen.

Ein blutdurchtränkter Fetzen, schwer zum Auswinden, hängt von der Bahre mit dem noch warmen Körper.

Tropf, tropf, tropf, fällt gleichmäßig Blut in den weißen Schnee...

Daneben liegen die Notenblätter einer Elegie für Klavier. —

* * *

Endalarm...

Zehn Minuten später schreibe ich im Hotel an einem Telegramm.

Das Fräulein bringt uns den Cognac, den wir vorher bestellt haben.

Als ob nichts geschehen wäre, sitzen die Leute da, essen und trinken.

Alle Tische sind besetzt.

Leise und gedämpft unterhalten sich die Menschen. Keinem ist eine besondere Erregung anzumerken.

Die Macht der Gewohnheit! —

Ein Gast diskutiert mit der Bedienung. Er möchte andere Zigaretten haben. Ein Fräulein will nicht d i e s e Marke Selterswasser, sondern eine a n d e r e...

Was die Leute doch für Sorgen haben! —

Mein Kollege muß gleich die Rechnung bezahlen, denn man kann nie wissen! Bei Fliegeralarm haben die Mädchen gewöhnlich das Nachsehen. —

In einer Stunde und 35 Minuten startet mein Flugzeug. Dieser Abschied mit Brandbomben war mein letztes finnisches Erlebnis. Ich sage es zu meinem Freund und atme auf.

„Ja, wenn du Glück hast," meint er.

Aber ich habe kein Glück! —

Wieder heulen die Sirenen. Jetzt kommen die Russen zurück.

Doch es passiert nichts.

Drei finnische Jäger fliegen jetzt eine Sperre über die Stadt.

Drei finnische Jäger gegen zweiundzwanzig russische Bomber! —

Armes, kleines, tapferes Finnland!

* * *

Eine nicht ganz neue Verkehrsmaschine steht auf dem verschneiten Flugplatz von Abo und daneben wie ein grauer Falter ein kleiner Jäger der finnischen Armee. —

Es ist Nacht. —

Wie Silber gleißt das Metall der Flügel im Licht des Mondes. —

Zehntausend Sterne blitzen hoch über uns...

Wir fliegen! —

In den Frieden einer andern Welt?

Nein, nur in die Welt eines andern Krieges!...

Der Wortlaut der Dankesurkunde, die Herrn Paul Werner vom finnischen Staate überreicht wurde:

LA FINLANDE

Victime en hiver 1939 à 1940 d'une brutale agression qui mit en péril son indépendance et son existence, garde une profonde reconnaissance au peuple suisse qui lui donna spontanément le précieux témoignage de sa sympathie active. Par son dévouement inlassable à cette action de secours

M. PAUL WERNER

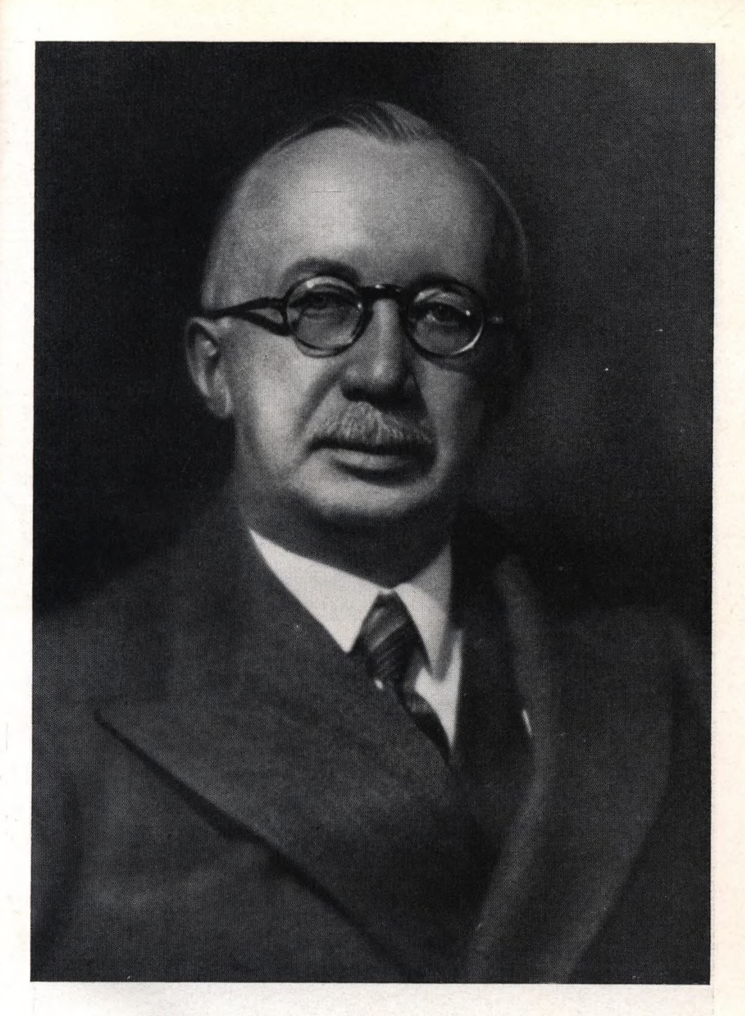
a particulièrement mérité la gratitude que le Gouvernement de Finlande tient à lui exprimer au nom de toute la nation.

Le Président du Conseil:
(sig.) *Risto Ryti.*

Helsinki, juin 1940.

Der Inhalt





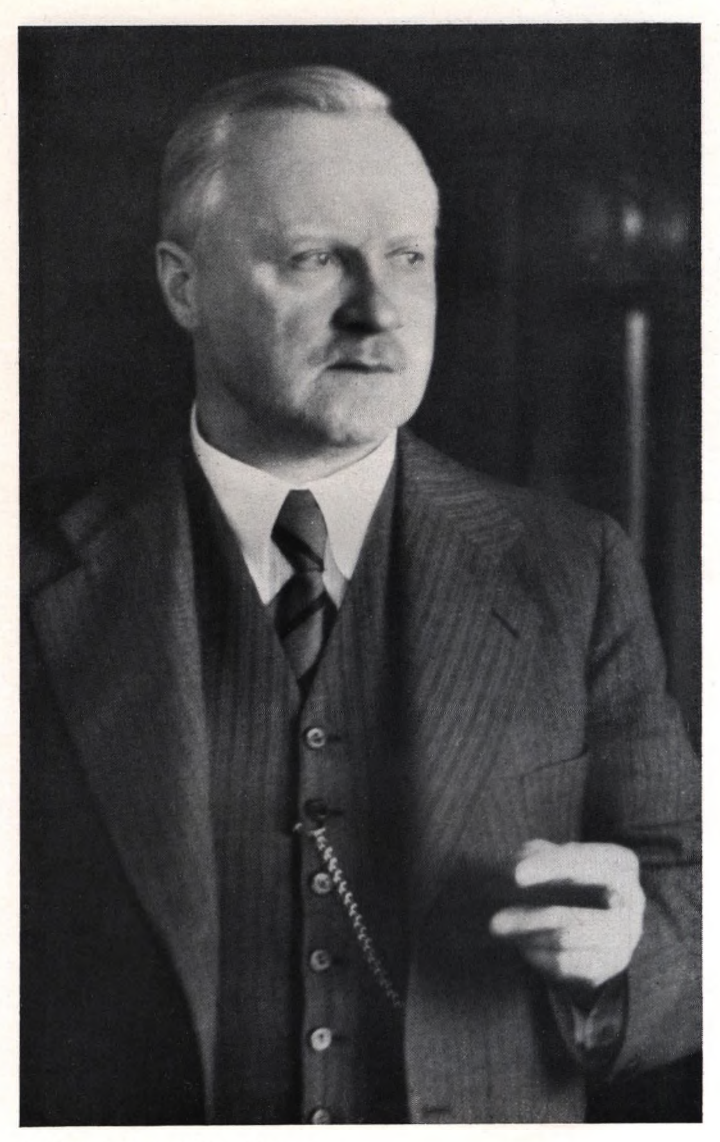
A Monsieur Paul Werner,
son ami cordialement
dévoué
Genève 20.II.40. [illegible]



P. E. Svinhufvud.



Staatspräsident Kallio.



Außenminister Vaino Tanner.



Das neue Finnland: Olympiastadion 1940 in Helsinki.



Finnisches Städtchen: Savonlinna.



Finnische Infanterie.



Finnische Schützengräben im Osten des Landes.



Von den Finnen eroberte, modernste russische Fliegerabwehrwaffe in Stellung.

Wirkungen der russischen Fliegerbomben.



Straße in Helsinki nach einem Fliegerüberfall.

Wirkungen der russischen Fliegerbomben.

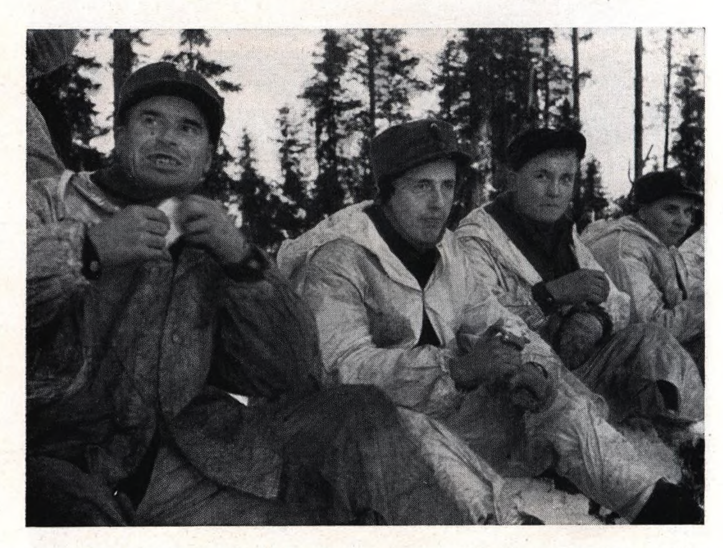


Feuerwehr bei Räumungsarbeiten nach einem Fliegerbombardement auf Helsinki.

Von den Finnen erbeutetes Kriegsmaterial.

Bestattung von Gefallenen in Finnland.

Russischer Tank in den finnischen Wäldern.



Finnische Soldaten bei einer Ruhepause nach dem Wegräumen der Beute.



Beute von Suomussalmi.

Finnische Soldaten um einen eroberten Tank.

Gefangene Russen.



General Wallenius frägt russische Gefangene aus.

Finnische Skipatrouille mit gefangenen Russen.



Finnische Offiziere in einem Zelt an der Front.

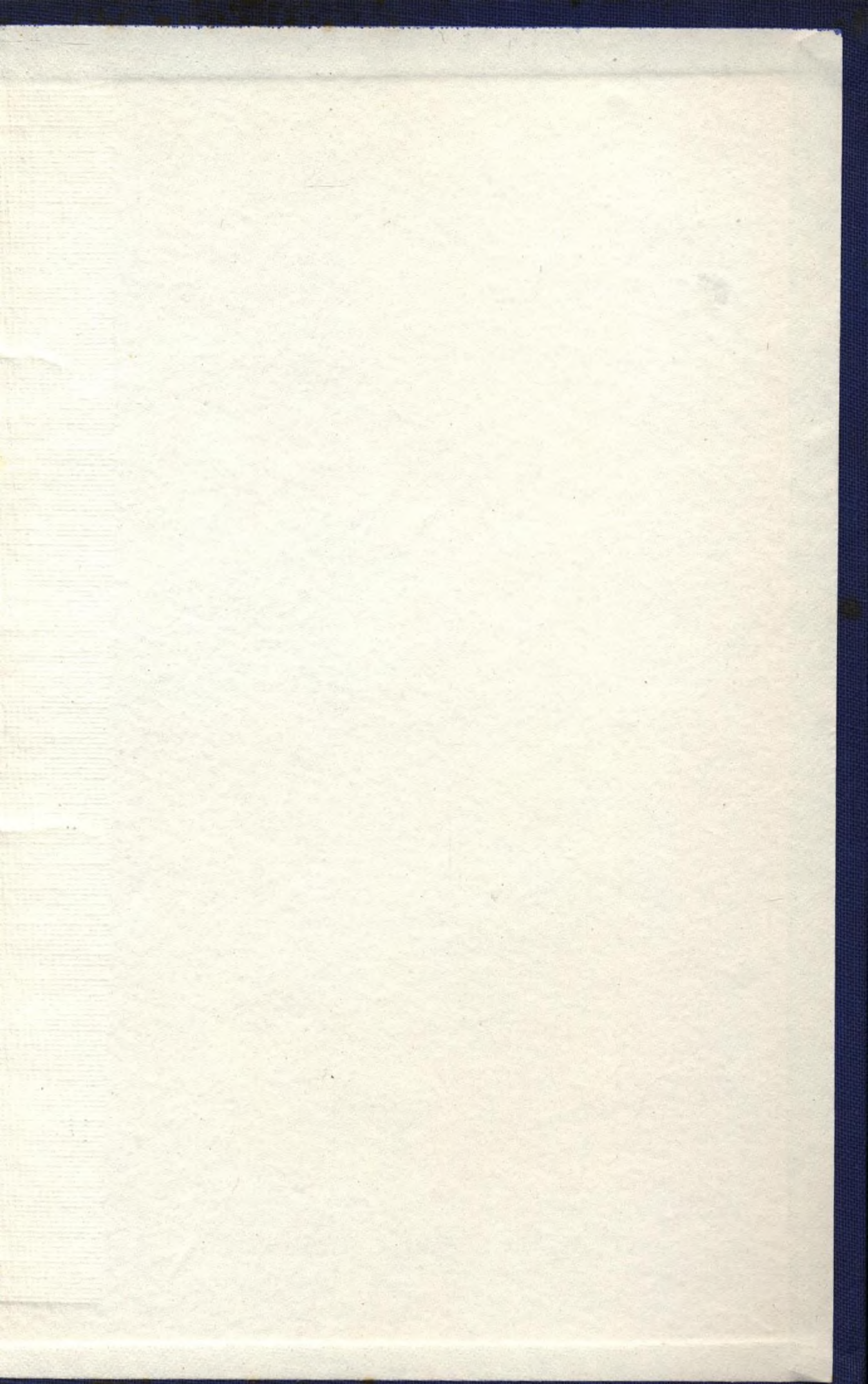


Schwedische Freiwillige.

Finnische Soldaten in einem Zelt an der Front.







WERNER Reporterreise in den finnischen Krieg